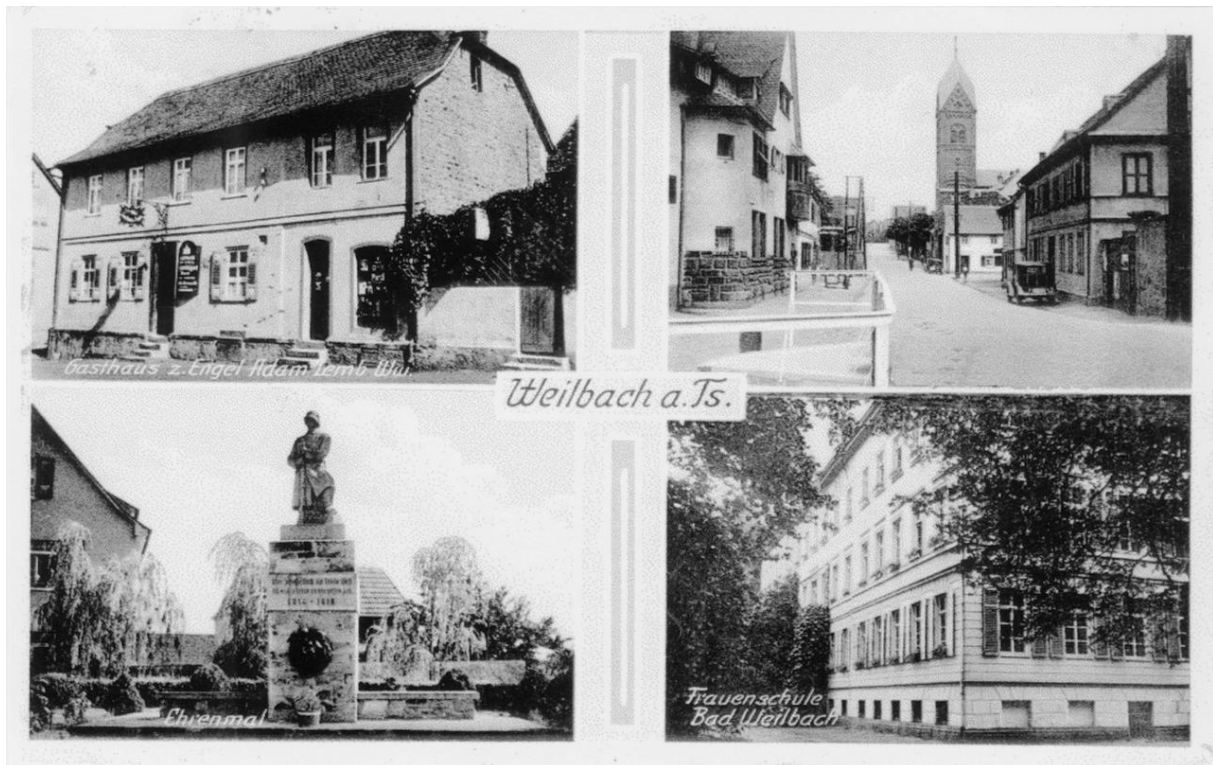


Dorfgeschichten aus Weilbach



Vorwort

von Hermann Lixenfeld aus Weilbach a. / Taunus

Der Autor befindet sich nun im 73sten Lebensjahr und hat in seinem letzten Geschichtsbericht „Lebenserinnerungen aus dem Dorfleben“ seine ironisch eingefärbten, subjektiven Eindrücke und Empfindungen niedergeschrieben. Dabei wurde darauf geachtet, dass der „Lebensbericht“ nicht nur als Informations sondern auch als Unterhaltungslektüre interessant ist. Eine zu umfangreiche Schilderung des restlichen Dorfgeschehens hätte jener Erzählung geschadet.

Jenes Dorfgeschehen hingegen, als einzelne Ereignisse geschildert, ist wesentlich unterhaltsamer zu präsentieren, wobei ein wenig Ironie und lockere, zeitgemäße Sprüche nicht fehlen sollten. Dabei sei hier ausdrücklich betont, dass diese Arbeit nicht als „Geschichtsbericht“ zu werten ist sondern nur eine „subjektive Beobachtung des Zeitgeschehens darstellt“. Mit anderen Worten: Der Beobachter hat niemals versucht die absolute Wahrheit bei allen Beteiligten zu recherchieren und erlaubt sich auch hin und wieder kleine ironische Übertreibungen. Auch sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er keine Zeitgenossen diskriminieren möchte und deshalb keine Familiennamen in peinlichen Ereignissen nennt. Sollte ein dorfinformierter Leser trotzdem kompromittierende Umstände zu erkennen glauben, so sei er gebeten seine Beobachtung nicht öffentlich zu machen. Schließlich soll dieser Bericht zukünftigen Heimatforschern einen authentischen Spiegel des kommunikativen Zusammenlebens unserer Dorfgemeinschaft vermitteln, der ganz ohne verdeckte Indiskretionen nicht machbar ist.

Der Autor hat bereits in allen seinen Arbeiten darauf hingewiesen, dass er niemals einen wissenschaftlichen Status anstrebte, weil ihm dazu die nötige Ausbildung fehlt. Als „Lokalhistorischer Laie“ bezeichnet er seine Arbeiten deshalb als „Spurensicherung dörflicher Ereignisse und Überlieferungen,“ deren Wahrheitsgehalt er über einsichtbare Gemeindeunterlagen „ermittelte.“ Seine Betrachtungen beziehen sich ausschließlich auf das interne Dorfgeschehen und seine Bewohner, wie sie lebten, litten oder feierten. Externe Ereignisse tangieren nur die Berichte, soweit dies unbedingt erforderlich erscheint. Die vorausgehenden 12 Arbeiten des Autors beinhalten ja bereits sehr viele Dorfergebnisse der vergangenen Jahrhunderte und werden in nachfolgendem Bericht nur noch am Rande, bzw. zur Orientierung erwähnt.

Für den Autoren bedeuteten alle seine Aufzeichnungen eine „Freizeitliferaufgabe,“ der er schon in frühester Jugend nachging und die nur mit dem Einverständnis seiner Familie realisierbar war. Für dieses Verständnis, besonders der Ehefrau, soll hier ausdrücklich ein herzliches „Dankeschön“ gesagt sein!

Impressum

© 2012 by Hermann Lixenfeld

Überarbeitet Auflage ♦ Self-Published ♦ Flörsheim-Weilbach 2020

Autor: Hermann Lixenfeld

Anschrift: Am Schlag 4 ♦ 65439 ♦ Flörsheim am Main

E-Mail: hermann.lixenfeld@web.de

Layout & Textsatz ♦ Repro & Retusche by Michael Lixenfeld

Alle Rechte vorbehalten gemäß UrhG

Weitergabe, Vervielfältigung und Archivierung dieser Publikation oder von Teilen daraus sind, zu welchem Zweck und in welcher Form auch immer, ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verfassers/Rechteinhabers nicht gestattet.

Ausgenommen der in §§ 53, 54 ff. UrhG genannten Sonderfälle zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dorfgeschichten aus Weilbach

Heft Nr. 13 Arbeit Nr, 12

Inhaltsverzeichnis:	Seite:
Die Weilbacher Bevölkerungsstruktur	3
Bürger und Geistlichkeit	4
Wer im Glashaus sitzt	6
Im Verein is` kooner allein	8
De` Kummorndornd	9
Die Geisterstiege	11
Kirche und Werzwich	12
Haare un` Dippeflicker	13
Hankäs` oder Braten	14
Des soll mer gedenke	15
Kollektivarbeit und Schabernack	16
Die Wandlung	17
Die Hormonfalle	18
Nussbaumkrieg	19
Horizontale Nachkriegskultur	20
Narr oder Lebenskünstler	22
Fußball ist unser Leben	25
Diebstahl von Volksvermögen	26
Kastendenken	27
Kirchentrennung vom Altbrauchtum	28
Inzest und Euthanasie	29
Panzerfaust gegen Feldhüter	30
Lorenz und die Dreschmaschine	31
Die Bauernkochzeit Modell Hunsrück	32
Haushalten im Wandel	33
Standardstreiche der Dorfjugend	36
Schlossepisoden	37
Führerscheinkameradschaft	38
Politik und Anstand	39
Die Kiesmafia	40
Müll oder Güll	42
Dieterforz	44
Die Genickschussbar	46
Müllbrandterroristen	49
Befreiungsschlag durch FWG	51
Bruch und Dalles	54
Stammtisch und Theke	56
Kanalbau und Straßenmurks	57
Macht oder Arbeit	59
Hausbau und Wohlstand	60
Wasserkopf und Wassergraf	62
Hochwasser und Rückhaltebecken	63
Renaissance des Brauchtums	65
Umgehung und Fluglärm	66
Sozialstaat und Nutznießer	69
Nachlese von A bis Z	71

Die Weilbacher Bevölkerungsstruktur

Das Prinzip des Stärkeren ist so alt wie die Menschheit selber. In den Jahrhunderten vor unserer Betrachtung galt das Prinzip: „Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein.“ Hierbei nutzte der Stärkere meist den Schwächeren gnadenlos aus und wenn dieser sich dagegen wehrte, schaffte man ihn aus dem Wege. Diese Methode gilt auch noch im 21. Jh. nur mit dem Unterschied, dass der Rechtsstaat mit seinen Gesetzen grobe Entgleisungen verhindert.

In Weilbach galten um 1900 noch die alten Strukturen. Da es im Dorf keine Patrizierfamilien wie in den Städten gab, bildete der Bauernstand die oberste Elitenschicht. Von den in Steuerlisten von 1819 nachgewiesenen Großbauern waren um 1900 nur noch die Familien Allendorf, (genannt „s. reiche Alldörfers“), Fam. Schleidt, Fam. Müller, (genannt „des Sandels“), und Orth präsent. Letzterer wurden von Johann Müller, (genannt „Eckmüllerhannes“) teilweise aufgekauft. Hinzu kauften sich die aus reichen Umlandfamilien stammenden Bauern Press und Burghard in Weilbach ein. Eine wohlhabende Familie Pauli starb aus, die reiche Fam. Höckel verzog nach Flörsheim und die Familie Lang verarmte durch die Napoleonkriege und durch frühen Verlust des Ernährers. Eines hatten die Weilbacher Bauern aber gemeinsam: Sie setzten sich in Gasthaus oder Kirche nach Ansehen und Wohlhabenheit zusammen nach dem Motto: „Leit bei Leit“. Außer- dem galt noch das alte Patriarchat. Der Bauer hatte das absolute Sagen, saß am Tischende, hatte als erster Zugriff auf die Speisen und wenn ein Besucher kam, deutete er wortlos auf den freien Stuhl in der Raumecke worauf der Besucher stumm Platz zu nehmen hatte. Er musste geduldig warten bis das Mahl beendet war, auch wenn er nur eine kurze Frage stellen wollte. Diese Strukturen waren noch bis um 1960 erkennbar. In Weilbach existierten von 1819 bis 1945 fast unverändert ca 54 landwirtschaftliche Vollerwerbsbetriebe.

Die acht Gastwirte jener Zeit bildeten die zweite Bevölkerungsschicht und konnten ohne einen Nebenerwerb nicht gut existieren. Es sei denn sie hatten einen Saalbau und Kegelbahn und waren Bezugslokal für Vereine. In Kriegszeiten wechselten in den Gasthäusern oft die Besitzer und erst vor 1900 etablierten sich die Familien Johann Schäfer in der Rose (genannt „Schäfer- Schoo“), Familie Schollmeier im weißen Ross (genannt „es Kunnrads“), Familie Lemb zum Engel (genannt „Lembe- Schorsch“) und Fam. Burghard / Schäfer zum Schwanen (genannt „Florion“) über etwa 100 Jahre. Im Jahre 2007 wird nur noch das Gasthaus „Zum Schwanen“ von den Familiennachkommen betrieben.

Als dritte Bevölkerungsgruppe könnte man dann die Gewerbebetriebe bezeichnen. Für ca. 700 Einwohner (1910 = 788) standen drei Metzgereien zur Verfügung obwohl fast alle Familien ihr eigenes Schwein züchteten und schlachteten. Bäckereien mit Lebensmittelverkauf gab es vier obwohl die Familien ihre Kuchen selber backten und ihr Gemüse sowie Obst selber zogen. Hinzu kamen noch drei Kolonialwarenhändler, die auch Kurzwaren verkauften, drei Schmiede, drei Schreiner, zwei Sattler, ein Wagner und zwei Maurerbetriebe. Alle diese Betriebe konnten nur existieren indem sie sich mit landwirtschaftlichen Produkten selber versorgten. Rechnet man nun die 700 Einwohner mit 5,5 Personen pro Familie, dann erhält man max. 127 Familien oder weniger, von denen ca. 73 als reine Arbeitnehmerfamilien übrig blieben.

In jenen ca. 73 Familien muss man aber nochmals unterscheiden zwischen landwirtschaftlichem Arbeiter und Industriearbeiter. Die ersteren kamen als Erntehelfer, verblieben als Knechte und Mägde und ließen sich um 1870 zusammen

mit Bauernsöhnen als Industriearbeiter anwerben. Schaut man in die Bauakten um 1880 dann findet man viele Anträge wo Bauern ein Toilettenhäuschen im Hof errichteten aber gleichzeitig viele Industriearbeiter ein Haus erbauten. Dieser sichtbare Wohlstand leitete dann auch Heiraten zwischen Bauern- und Arbeiterstand ein und prägte den Spruch: „Wenn en Bauer en Aabee baut, dann baut en Awwieder e` Haus!“

Trotz dieser Entwicklung verblieben aber die Bauern bei ihrem „Kastendenken“ die besseren Bürger zu sein. Die Not nach dem ersten und zweiten Weltkrieg ließ sie nochmals ihre Machtempfindungen ausleben. Nachdem sich dann die vielen Heimatvertriebenen in Weilbach sesshaft machten, das sogenannte Wirtschaftswunder anlief und ungebremsen Zuzug von Arbeitern bescherte, zerfiel der Bauernstand von 54 Betrieben 1945 auf 8 Betriebe 1995. Viele Kleinbauern sahen den Wohlstand der Arbeiter, gaben ihren Betrieb auf und gingen selber in die Industrie. Ihre Kinder besuchten weiterführende Schulen, studierten und vermischten sich über Heirat total mit der Arbeiterschaft. Diese Mischehen hatten vom Wohlstand her betrachtet große Vorteile gegenüber den reinen Arbeitereheschließungen. Die Bauernkinder veräußerten ihre ererbten Sandäcker an die Kiesausbeuter und die teuren Bauplätze an die bauwilligen Bürger. So konnten sich viele neben ihrem Berufseinkommen einen ansehnlichen Wohlstand aufbauen.

Die meisten verbliebenen bäuerlichen Vollerwerbsbetriebe sind von ihrem Besitzwert sehr vermögend und werden noch seit Jahrzehnten vom Staat subventioniert. Viele haben ihren Betrieb in die Feldgemarkung ausgelagert und haben mit jenen Hilfen vom Staat riesige Hallen errichtet und einen außergewöhnlich großen Maschinenpark angeschafft, mit dem sie in der Lage sind große Ackerflächen alleine zu bewirtschaften. Diese Anschaffungen und deren Betriebs- und Unterhaltungskosten fressen allerdings wieder die Ertragsgewinne auf. Diesem Teufeldreieck versuchen sie zu entfliehen indem sie freie Hallenflächen vermieten und viele ihrer Erträge selber vermarkten. Wenn nun wetterbedingte Ausfälle zu Buche stehen subventioniert der Staat zwar einen Verlustteil doch das Endrisiko trägt der Großbauer alleine. Dieser Zustand gibt dem Bauer des Jahres 2007 ständig Gründe zu Klagen, so dass viele ihrer Nachkommen die Betriebe nicht mehr weiterführen wollen und anderweitig ihr Einkommen suchen. Die Zeiten wo der Großbauer vor 120 Jahren seinem Oberknecht Anweisungen gab, die Aufsicht führte und ansonsten weniger arbeitete sind Vergangenheit. Er macht heute alle Arbeiten, incl. Buchhaltung alleine, weil er keine qualifizierten Arbeiter bezahlen kann.

Diese oben aufgeführte Dorfentwicklung bildet nun zusammen mit den nachfolgend angedeuteten Vergangenheitsproblemen der Kirchengemeinde das Milieu aus dem nachfolgende Dorfgeschichten des 19.ten und 20.sten Jahrhunderts resultieren! Außerdem sei hier angemerkt, dass meine Erzählungen oder meine Zitate aus zeitgemäßen Unterlagen unbedingt von dem mitangeführten Dorfgerede zu trennen sind, weil der einfache Mensch oft die sensationelle Ereignisschilderung der Sachlichen vorzieht.

Bürger und Geistlichkeit

Hermann war ein lebhaftes und aufgeschlossenes Kind und lernte bereits im frühesten Kindesalter zwei bürgerliche Welten kennen. Die eine Welt bot sich ihm bei seinen väterlichen Großeltern in Langenhahn, Westerwald und die Gegenseite

erlebte er bei seinen Großeltern mütterlicherseits in Weilbach. Großvater Georg, der frömmste Mann in Langenhahn, hörte bedingungslos auf Kirche und Zentrumspartei, während Großvater Philipp nur weniger Gläubig war und total der SPD zugetan war. Da nun Hermännchen neben seiner Vorliebe für ältere Spielkameraden auch sehr gerne den Gesprächen der Erwachsenen lauschte, kam er mit seiner Meinungsbildung zwischen den Großelternfamilien arg ins Schleudern.

Auf dem Westerwald hatte der „Stellvertreter Gottes“ einen absoluten „Hochwürdenstatus“ über den man niemals etwas schlechtes auch nur angedeutet hätte, während die Priester in Weilbach Kritik und Andeutungen erfuhren. So erfuhr der kleine Naseweis von seinen Großtanten in Omas „Guter Stube“ oder bei seinen großen Freunden im Gasthaus „Zur Frühlingsau“, beim Zuhören der dortigen Stammtischgästen andere Formulierungen über Priester vergangener Jahre. Sie sprachen von „Herr Merkwürden“ und erzählten haarsträubende Geschichten von Dorfereignissen in denen der Pfarrer eine schlechte Rolle spielte. Nun war Hermann nicht in der Lage die Diskrepanz zwischen Weilbach und Langenhahn auf einen Nenner zu bringen weshalb er immer wieder zu ergründen versuchte warum die Gottgläubigkeit so weit differierte. Als dann später Geschichtskundige aus Weilbach und Umland die Aussage machten: „Die aale Weilbacher waren mehr abergläubig als denn christengläubig“ erwachte der Wunsch diesen Glaubensverfall näher zu ergründen. Die Recherchen erbrachten dann, dass fast in jeder dritten Generation zwischen Bürgern und Geistlichkeit Unstimmigkeiten zu verzeichnen waren.

Für Frustrationen gegen die Geistlichkeit sorgten bereits 1535 die Aufzwingung des ev. Glaubens und die Rücknahme 1604. Hierzu addierten sich die Hexenprozesse 1596/97, das Rathausbockereignis um 1632 und die Büchspffafsage um 1710. Zu Beschwerden gegen ihre Priester hatten die Bürger auch später immer Gründe. Überstrenge Religionsfanatiker lösten sich ab mit Alkoholikern und Sexualtätern. In Limburger Akten aus dem Jahre 1724 bemerkt der Dechant Bartholomä zur Beschwerde gegen Pfarrer Dotzheimer: „Daß bey dieser zanksüchtigen Gemeinde gegen dasigen Pfarrer eine große Verbitterung erwachsen, theils weilen er amtshalber gar hitzig auf die Versicherung der Kirchen- Capitalien ge-drungen.“ Der Pfarrer wurde ermahnt. In einer Akte aus dem Jahre 1762 klagte man den Pfarrer Henning wegen groben Schimpfkanonaden gegen Bürger und Obrigkeit sowie der Trunksucht an. 1802 beschwerte man sich, lt. amtlichen Unterlagen, über Pfarrer Caprano, der infolge totaler Trunksucht seine Amtsgeschäfte vernachlässigte und „beim Gottesdienst ständig von einem Manne aufrecht gehalten wurde.“ Seine den Haushalt führende Schwester hatte ein Verhältnis mit einem Soldatenwerber und sein verheirateter Bruder trieb es mit der Pfarrhausmagd. Auch 1843 schreibt Auerbach von Spannungen zwischen Bürgern und dem Pfarrer. Aus Zeitungsartikeln vom 12 Nov. 1882 ist zu entnehmen, dass man die 18 jährige schwangere Tochter des Küsters Pauli ertränkt im seichten Bach fand. Ein Knecht wollte die Tat am Vorabend um ca. 18 Uhr beobachtet haben und nannte auch den Täter. Nachdem man erfolglos versucht hatte den Mann von seiner Aussage abzubringen erzählte man: Er wäre bei Nacht

und Nebel mit üppigem Schweigegeld nach Amerika ausgewandert. Als man beim Kanalbau 1969 am „alten Bach“ ein Skelett fand, sagte eine alte Weilbacherin: „Ach hier hawwe die doomols den orme Deiwel vescharrt!“ Noch in den 60- iger Jahren des 20. Jh. bezeichnete der Volksmund den damaligen Pfarrer „als den Liebhaber der Jungfer Pauli,“ was den Volksmund mit vorgehaltener Hand zu der Aussage verführte: „De´ Parre hot die umgebracht un` de` rote Heine hott`en joo geseh.“

Einige ganz Abergläubige erzählten noch um 1950: „Drei Dorch lang hot mer nasse Fußspur`n vom Bach bis ins Pfarrhaus geseh“! Dies wäre allerdings eine Unmöglichkeit gewesen, weil es ja damals kein Pflaster gab. Immerhin aber berichtete die oben aufgeführte Zeitung von schweren Kampfspuren oberhalb des Bachgrabens an der heutigen Ecke „Am alten Bach- Friedhofstr“.

Auch im 20sten Jahrhundert (1919) gab es gemäß Kirchenbuchseite 172 zwischen dem Kaplan Hartmann und dem sehr frommen Bürgermeister Allendorf Streit. Die politische Tätigkeit und Unsachlichkeit des Pfarrverwalters bezüglich der Gemeinderatswahlen hatten das Eklat ausgelöst.

Ein großer Skandal fand 1968 statt. Eine der Kirche nahstehende Frau bezichtigte in aller Öffentlichkeit den amtierenden Pfarrer der Vater ihres Kindes zu sein, weil sie auf eine vermeintliche Rivalin eifersüchtig war. Da der Kirchenvorstand noch weitere schwere Verfehlungen feststellte, wurde der Priester versetzt. Der Vorfall war „das Skandalereignis“ in Weilbach. Die Organistin verließ mit ihrem Mann und den 5 Kindern das Dorf und die Rivalin verließ später auch das Dorf für immer. Der Priester selber wurde als Gefängnispfarrer umbesetzt.

Sein sehr konservativer Nachfolger wurde auch in Limburg mit Beschwerdebriefen attackiert und so setzt sich diese „Unendliche Geschichte“ fort. Wenn also in fast Jeder Generation zwischen den Bürgern und der Geistlichkeit ein Eklat stattfand, muss man sich nicht wundern, wenn das Vertrauensverhältnis zur Kirche darunter litt. Die oben erwähnten urkundlich beweisbaren Verhaltensweisen Weilbacher Priester mussten hier genannt werden um die antikirchlichen Verhaltensweisen vieler Bürger zu erklären.

Selbstverständlich gab es auch in Weilbach Zeitgenossen, die sich gegenüber ihren Mitbürgern mehr oder weniger radikal durchsetzten. Sie waren aber Christengläubig, gingen am Sonntag zur Kirche und empfanden sich selber nicht im Unrecht. Ihre Kritiker aber die den Großteil der Dorfgemeinschaft ausmachten, packten diese o.a. Eindrücke auf ihr Frustpaket aus Kriegs- und Nachkriegsalltag noch dazu, was irgendwann zu Lasten ihrer Frömmigkeit ging. Sie sagten: „Wenn „Die“ om Haupteingang in die Kerch kumme, rennt es Herrgottsche dorsch die Sa- kristei e`naus!“ Hinzu kam dann noch der gegenüber anderen Dörfern frühe Zuzug von Neubürgern und Nichtkatholiken, die auch einen Einfluss auf die Frömmigkeit hatten. Wenn man nun heute als alter Ortsansässiger beurteilen soll welche Flörsheimer Ortsteilbürger die Frömmsten sind, kann man nur diplomatisch antworten: Die Stadtteile „Flörsheim Stadt“ und Wicker sind seit jeher auf religiösem Sektor besser organisiert als Weilbach. Ob ihre Bürger aber frömmere sind, kann man nach dieser Betrachtung nicht beurteilen. Über eine Langzeitbetrachtung Weilbacher Christlichkeit stellt man fest, dass die Weilbacher Bürger im vergangenen Jahrtausend sieben Kirchen gebaut haben, in 250 Jahren vierzehn Kreuze errichteten und neben der Nepomukfigur an vielen Häusern Marienfiguren installierten. Der Vorwurf von Ungläubigkeit ist hier also absolut nicht aufrecht zu erhalten!

Wer im Glashaus sitzt

Wer im Glashaus sitzt sollte nicht mit Steinen werfen, wird in Weilbach seit alters her zitiert! Diese Weisheit wird allerdings oft vergessen wie nachfolgende Geschichte beweist. Es war etwa um das Jahr 1960 als sich einige alte Weilbacher zu ihrer gewohnten Skatrunde und Dämmerschoppen im alten Engel eingefunden hatten. So

saßen die Altbauern Josef, Heine, Adam mit den Handwerkern Heinrich Ried, den man seines Friseurberufs wegen als „Schnutebuzzer“ bezeichnete und der Maschinist Philipp Lang in relativ friedlicher Runde beisammen. Man hatte das Skatspiel abgebrochen, weil es infolge der spöttischen Anmerkungen von Heine Press und des „Schnutebuzzers“ zu emotionalen Auswüchsen kam. Josef Schäfer, den man auch „Schäfer Hannesse Schuster,“ nannte versuchte beruhigend auf die Runde einzuwirken aber Adam war so frustriert, dass er Heine Press vorwarf, seine Ehefrau wäre mit der Judenfamilie Stein eng befreundet gewesen und..... Diese bissig vorgebrachte Anschuldigung brachte den „roten Heine“ dermaßen in Rage, dass er erregt sagte: „Du brauchst Dich grord` on Lorde se` lee. Ihr habt doch eier Schornd im „Gewono- Säckelsche“ fortgeschleppt!“ Dies wiederum brachte den Adam dermaßen in Zorn, dass er bezahlte und laut schimpfend das Lokal verließ. Die Verbliebenen diskutierten nun ausgiebig das angedeutete Dorfereignis von 1892 und wärmten die Vergangenheitsgeschichte der altweilbacher Bevölkerung wieder auf. Selbstverständlich war dies auch tagelanges Thema in Philipp Langs Familie und so erfuhren auch die Enkelgeneration das Drama einer Kinderliebe und deren Folgen.

Adams Eltern hatten einen kleinen Bauernhof, der Eltern und Geschwister gerade mal so ernährte. Deshalb war es damals überall üblich Kinder über oder um 13 Jahre an reiche Bauern als Jungknechte zu verdingen. So kam Adam zu der Familie M. um „Kinderarbeiten“ zu verrichten, die Ihm Essen und Kleidung einbrachten. Die Bauerntochter Isetta war etwa zwei Jahre jünger als Adam, kannte den Buben aus der Schule und bewunderte ihn lt. Aussage von Zeitgenossen bereits dort. Nun, da er tagtäglich in ihrer Familie anwesend war, entwickelte sich diese Bewunderung in echte Zuneigung wie es in unserer Zeit auch bei pubertierenden Jugendlichen geschieht, nur ist man um das Jahr 2000 aufgeklärter und weiß diese Situationen besser zu händeln. Die bereits Anatomisch voll entwickelten Kinder kamen ihrer Neugierde bzw. wohl auch dem Triebverlangen nach und diese Kopulation blieb nicht ohne Folgen.

Wie die Großelterngeneration als direkte Zeitzeugen dann berichteten, war die sehr katholische Familie aus Scham- und Prestigedenken total überfordert. Man schnürte das Töchterchen so lange es ging und schickte sie weiter zur Schule. In der letzten Austragsfase aber erklärte man: „Die Tochter sei Krank“ und setzte das „blasse Häufchen Unglück“ an das Fenster, damit die Leute das arme Kind sehen konnten. Von einer Schwangerschaft ahnte niemand etwas. Am Tage der Entbindung durch Laien muss man dann grobe Fehler gemacht haben, so dass das Kind bei der Prozedur oder bald danach verstarb. In ihrer krankhaften Angst vor Entdeckung und Schande vergruben die Eltern des Mädchens die Kindesleiche heimlich im Grab ihrer Eltern und dabei wurden sie beobachtet und angezeigt.

Selbstverständlich glaubten die Ermittlungsbeamten zuerst einmal den bösen Zungen der Nachbarschaft obwohl die den wirklichen Ablauf überhaupt nicht wissen konnten. Jene erzählten dann von einquartierten Soldaten, die des Nachts Kindsgeschrei gehört hätten obwohl in diesem Hause doch keine Kleinkinder lebten. Schließlich wollten einige wissen: Man hätte in dem Hause in jener Nacht ein Kind entbunden und anschließend im Nachttopf ertränkt. Später habe es dann der Bauer in einem Kunstdüngersäckchen zu ihrem Acker am Friedhof getragen und unter Kartoffelkraut versteckt um es bei Nacht ungesehen aus dem unbewohnten Feldbereich auf den neuen Friedhof bringen zu können. Wie in unserer Zeit glaubten die Spuren sichernden Beamten zuerst einmal den bösen Zungen, fanden die Kindesleiche im Elterngrab und gaben sie zur Exhumierung nach Wiesbaden. Dort hätte man eigentlich bereits unterscheiden können ob der Tod durch Ertränken,

Ersticken oder Geburtsfehler eingetreten war. Im nachhinein muss man davon ausgehen, dass die Pathologen schlecht gearbeitet hatten, sonst hätte man Mutter und Tochter nicht verhaftet.

Pfarrer Wilhelm Hanz schrieb im Dez. 1892 in die Kirchenchronik: „Im Dezember wurde die Frau und 12-jährige Tochter des Kirchenvorstehers M. , wegen angeblichen Kindesmord ins Gefängnis nach Hochheim und dann nach Wiesbaden abgeführt. Der Mann und die Frau haben das tote Kind am selben Tag auf den Kirchhof gebracht und auf dem Grab der Eltern begraben. Bei der Untersuchung wurde die Leiche ausgegraben und nach Wiesbaden gebracht. Trotzdem zwei Ärzte und die Hebamme die Schwangerschaft des Mädchens konstatierten, leugneten die Eltern die Tatsache - obwohl sie selbst - angeblich ungetauft, auf dem Friedhof eingescharrt hatten.“

In einem zweiten Eintrag schrieb er: „Wieder alles erwarten kamen wenige Tage vor Weihnachten die Inhaftierten nach Hause (ohne abgeurteilt zu sein) und hatten die Stirn in den Gottesdienst zu gehen und sich zu benehmen als ob gar nichts vorgefallen sei. Weshalb die Gefangenen entlassen wurden, weiß niemand im Orte. Nur weil sie ein viertel Jahr schon in Haft waren und der Fall erst im März zur Verhandlung kommt, seien die nach gestellter Kaution nach hier entlassen worden. Das der Gemeinde gegebene Ärgernis ist sehr groß!“

Im Urkundenbuch der Gemeinde von 1893 konnte man schließlich nachlesen, dass jenes Ehepaar lediglich „Wegen unerlaubter Beisetzung einer Kinderleiche im Elterngrab“ bestraft wurde. Dies heißt also sie waren nicht schuldig den Tod ihres Enkels absichtlich herbeigeführt zu haben und um diese Wahrheit ganz klar festzustellen wurde dieses Ereignis geschildert. Adam und Isette aber wurden später ein glückliches Ehepaar mit vielen Nachkommen.

Nach dem Wirtshausstreit um 1960 wurde wie vormals die schuldhafte Variante im Dorf erzählt, die ja auch von Pfarrer Hanz indirekt in der Kirchenchronik vertreten wurde. Wenn man seine Amtszeit 1871 - 1897 mit der vorhergehenden Geschichte Pauli vergleicht, sitzt auch er in jenem imaginären Glashaus. Solange man diesen oben aufgeführten Text direkt nachlesen kann, glauben die Menschen an die schlechte Variante der Geschichte, weil sie lieber das sensationell Schlechte glauben wollen. Dies ist ja schließlich das Verkaufsrezept unserer modernen Medienkultur. Wer mir, dem Autor dieser Erzählung und Enkel des Philipp Lang, diese gute Variante erzählt hat, war eben jener Großvater der ein Turnfreund von Adam und Schulkamerad von Isette war.

Zur Entschuldigung der schlechten Meinungsträger sei hier bemerkt: Anhand der Überzahl unehelicher Geburten und großer Armut waren Kindestötungen in der Vergangenheit weit verbreitet. Es existiert ein Brief von dem Höchster Amtmann an den Weilbacher Schuldheiß: „Mehr auf die Jungfrauen zu achten, die im Wald von Diedenbergen ihre Kinder gebären und Töten würden!“

Im Verein is` kooner allein!

„Vereint sind auch die Schwachen mächtig“! Diesem Prinzip frönten bereits die Ritterkreise, Bünde und Kantone im Frühmittelalter, gefolgt von den Zünften und Gesellenvereinen im Mittel- und Spätmittelalter. Genau genommen stammt diese Idee von den kirchlichen Ordensgründungen ab und die Kirche war es auch, die nach den napoleonischen Freiheitsgesetzen in Weilbach um 1840 den ersten kleinbürgerlichen Verein „Gegen die Auswüchse der Volksfeste“ gründete. Dies ging in erster Linie gegen die aus der Kirchweihe entstandene sogenannte „Fress und

Saufkirchweih.“ Ihr Dauerargument war: „Die Leit saufe un` fresse zeh Taach lang, losse ihr Awweit liie, singe dreckische Lieder un` die Jugend treibt Unzucht in Feldflur un` Scheuer.“ So unwiderlegbar dieses Argument auch immer war, warum sollte das niedere Volk nicht ab und zu feiern dürfen und wenn die Alten in leiblichen Genüssen schwelgten, lebten die Jungen ihren aufgestauten Geschlechtstrieb aus. „Woo en Wille is` find sich aach e` Gebüsch,“ lautete ein altweilbacher Spruch und für die Alten zitierte man das Zitat: „Taugt des Gemäch nur noch zum brunse, singt mer vun früher un` duut strunze.“ Wie erfolgreich ein Dorffest war, konnte man jeweils 9 Monate später im Taufregister der Kirchenbücher erfahren.

Jenem oben erwähnten kirchlichen „Mäßigkeitsverein“ folgte erst 1868 die Bürgerliche Vereinsgründung „Sängerlust,“ die gemäß Überlieferung ein Bauernverein war und weil sie keine Arbeiter aufnahmen, gründeten Letztere den Verein Frohsinn. Das Kastendenken war damals noch so groß, dass sich die Mitglieder in Gasthäusern und Festveranstaltungen an die Gurgel gingen und Bierkrüge auf die Schädel schlugen. Nach einem Gartenfest kam es auf der Bachbrücke zur Massenschlägerei und die Alten erzählten: „Ei de` Ornderrees hot dem Schoo die Fohnestorng uff en Deez gehache un` de Nickelee hawwe se` in Bach geworfe un` es Blut is` gelaafe, ders se de Sanitäter holle musste“. Jene Auseinandersetzung wurde im Umland schadenfroh als „Sängerschlacht“ bezeichnet obwohl sie genau die gleichen Probleme hatten. So leisteten sich z.B. die beiden Edersheimer Gesangsvereine bei einem Festumzug in Raunheim eine blutige Straßenschlacht, die als traurige Mähr in die Sängergeschichte einging.

Diese rivalisierende Tendenz verlief mehr oder weniger aggressiv durch alle Weilbacher Vereine und fand ihren Höhepunkt 1953 zwischen Karnevalverein (CVW) und Gemütlichkeit. Die Rivalitäten im CVW waren bereits vor der Gründung 1908 in der Karnevalabteilung „Klebbergard“ der TGW akut und setzten sich nach der Gründung fort, indem Peter Buch und Anton Hofmann um das Präsidentenamt rivalisierten. Auch in der Besetzung des Elferrates gab es Streit und als nach den beiden Weltkriegen 1948 das 40ig jährige Vereinsjubiläum anstand, waren die „Führenden Mitglieder“ überfordert und reagierten äußerst misstrauisch und gereizt untereinander, so dass Adolf Müller 1953 die Gemütlichkeit gründete und damit bewusst den Niedergang des CVW einleitete. Die angegebenen Streitgründe waren belanglos und es ging in Wirklichkeit nur um Macht und Ansehen im Dorfleben. Das übersteigerte Geltungsbedürfnis der alten Generationen feierte nochmals traurige Triumphe und die Akteure merkten selber in ihrem Frust nicht wie die Mehrheit der Weilbacher gegen ihr Streitpotential waren. Als nun nach 1960 der Wirtschaftsboom anlief, regulierten sich alle jene Vergangenheitsprobleme von selber. Die Menschen holten sich ihre Erfolgserlebnisse aus ihrem Berufsleben und für das Vereinsleben hatte man immer weniger Zeit und Interesse.

De` Kummorndornd

„De` größte Morn hier uff em Land, des wor bei uns de` Kummorndornd.“ So veralberte man viele Jahrzehnte das Amt des Feuerwehrkommandanten. Diese bissigen Sprüche stammen noch aus der Zeit vor 1900, als eine Pflichtfeuerwehr den Brandschutz inne hatte. Aus den alten Gemeinderechnungsbüchern ersieht man, dass jeder Neubürger einen „Feuereimer“ spenden musste und aus dieser Tatsache ist auch jene angebliche Gründung eines „Eimervereines“ zu erklären. So trug es sich zu, dass der alte Philipp Moos 50 Jahre lang, bis 1926 der Pflichtfeuerwehr und bis 1934 als Kommandant der freiwilligen Wehr vorstand und lange über seine Dienstzeit hinaus wegen seiner strengen Disziplinforderung in Erinnerung blieb. Er

empfand sich in seiner Uniform als der „wichtigste Mann im Dorf“ und lebte seinen Geltungsdrang optimal aus. Seine Töchter durften nur einen Mann heiraten, der sich in der Wehr bewährt hatte und so erzählte sein Schwiegersohn Peter Christ wie folgt: Meine Ehefrau Katharina und ich mochten uns bereits in frühester Jugend aber es wurde ein langer Weg bis zur Eheschließung. Ich war als Pflicht-Feuerwehrmann eingeteilt und als der alte Philipp bemerkte, dass wir uns mochten, teilte er mir immer die schwersten Aufgaben zu. Er kannte kein Erbarmen und manchmal war ich so fertig, dass mich meine Kartha tröstete indem sie sagte: „Des halle mir dorsch un` wenn mer mool verheirat` sin`, losse mer uns des nit mie gefalle“!

So erzählte Peter auch schmunzelnd von Schwiegervaters Alpträumen um 1900, als in Weilbach 31 gut versicherte Scheunen und ein Wohnhaus abbrannten und die Weilbacher Witzbolde frozzelten: „Wenn die Versicherung bezort is`, lohnt sich en` worme Abriss!“ Im Umland wurde Weilbach lachend nur noch als Neu-Brandenburg oder Brennabor bezeichnet und der Feuerwehrkommandant stand als örtliche „Sonderpolizeibehörde“ unter großem Druck.

Der spektakulärste Fall ereignete sich während eines Maskenballes am 24.2.1926. Noch in den 60iger Jahren wurde lachend erzählt wie der Landwirt Philipp Flach fröhlich „wie en` Lumpe om Stecke“ getanzt habe und plötzlich der Ruf erscholl. „Feier, Feier, bei`m Philipp brennt die Scheier!“ Die Gäste schrieten vor Vergnügen und glaubten es sei ein Scherz. Als der Rufer aber nicht locker ließ und die Meldung bestätigt wurde, eilten die Gäste mit Gläsern und Flaschen bewaffnet an die nahe gelegene Brandstelle. „Kummandornt Moos“ hatte schnell seine Mannen mit den Löschgeräten bestückt, die in bunten Karnevalskostümen in gut angetrunkenem Zustand ihre Arbeit verrichteten. Der Apfelwein aus dem Bembel und der Schnaps aus den Krügen soll so reichlich geflossen sein, dass den Feuerwehrmännern „der Schweiß waagerecht aus den Poren spritzte.“ Die mehreren hundert Zuschauer feuerten die Helfer mit Sprüchen und Zoten an und als junge Eiferer die riesige Menge an Reisigbündeln zwischen Stall und Wohnhaus entfernen wollten, schrieten einige Zuschauer: „Ihr Aaaschlöscher lost`er dann die Reiser sitze, ders die Huwwerach doo vorne aach abbrennt, fer wors is` der Phil-ipp dann gut versichert?“ Philipp Moos, der gerade einen tiefen Zug Apfelwein abgeschüttet hatte, schrie zornig zurück: „Weiter maache“ und rettete mit diesem gewaltigen Befehl das Wohnhaus vor dem Feuer.

Der Cousin des Geschädigten Philipp Lang erzählte dann später seinem Enkel Hermann: „Ei die Staatsanwaltschaft hot nix gefunne un`mein Cousin hot e` nagelneu` Scheier hiegestellt kriied!“ Seit jenem Ereignis hieß Philipp Flach nur noch „de` Brenner“ aber seine Verwandten führten diesen Beinamen auf seine

Nebentätigkeit in der Feldsteinbrennerei zurück. Die Zahlreichen Brände jedoch wurden niemals aufgeklärt. Dafür wurden noch Jahrzehnte in den Wirtshäusern todsichere Möglichkeiten erörtert wie man über ein Petroleumgefülltes Schälchen und einer brennenden Kerze funktionierende Zeitzündler basteln konnte.

In einer Pressemitteilung der Wiesbadener Zeitung von 1897 ist zu lesen:

„**Weilbach**, 28. Sept. Im Auftrag der Kgl. Staatsanwaltschaft wurden in der vorigen Woche durch einen Untersuchungsrichter über 20 Personen wegen der in letzter Zeit stattgehabten Brände verhört. Als im Zusammenhang mit diesen Erhebungen stehend darf die Verhaftung des 21-jährigen Maurers Wenzel von hier angesehen werden, die durch den Fußgendarmen Herrn Münch von Flörsheim erfolgte. Letzterer wollte den Wenzel auf seiner Arbeitsstelle in Höchst verhaften; Wenzel

aber ging flüchtig, und zwar nach seinem Heimatorte, wo er kurze Zeit nach seiner Flucht festgenommen wurde. Man nimmt allgemein an, dass man endlich die Person ausfindig gemacht habe, welche die Brände angelegt und die Einwohnerschaft über ein Jahr in beständiger Unruhe und Schrecken versetzt hat“.

Über eine Verurteilung des Maurer Wenzel gibt es keine Unterlagen und der Volksmund erzählte, dass „jener“ nie verurteilt wurde. Auch von „Angst, Unruhe und Schrecken“ wurde niemals gesprochen. Man war lediglich überzeugt, dass die Brandgeschädigten mit ihrem Schaden recht glücklich waren und ein sehr gutes Geschäft gemacht hatten. Einige bedauerten später offen, dass sie nicht früh genug geschaltet hätten weil die Untersuchungen später so perfekt wurden und jeglicher Brand ein großes Freiheitsrisiko bedeutete.

Die Geisterstiege

Wenn man von Weilbach erzählt, wird man immer wieder mit dem Aberglauben konfrontiert und meint die Unterstellung des Umlandes von wegen „dominanter Abergläubigkeit“ der Weilbacher sei rechtens. Recherchen in anderen Dörfern ergaben aber, dass es auch dort nicht anders war und ist. Nur, es wurde dort weniger überliefert und nie aufgeschrieben. Im gesamten Umland wie auch in Weilbach galt und gilt: Lege nie ein Brot auf die Oberseite dies bringt Unglück, mache vor dem Anschnitt drei Kreuzchen auf die Rückseite damit es länger hält, verschenke keine weißen Blumen das bringt Krankheit, schmücke keine Blumen mit Federn dies bringt den Tod, wenn in der Straße jemand stirbt, folgen weitere nach und der Tod wechselt jeweils immer auf die gegenüberliegende Straßenseite, treibt eine Knospe im Spätherbst aus oder blüht, stirbt jemand von der Verwandtschaft, hänge zwischen den Jahren keine Wäsche zum Trocknen auf, weil dies im neuen Jahr Unglück bringt und diese Verhaltensregeln könnte man über mehrere Schreibseiten fortsetzen.

So trug es sich in der ersten Hälfte des 20sten Jh. zu, dass im Hause Lindhof in der Linienstraße 1 nächtliches Geschrei und Hilferufe ertönten. Hier wohnte Rosa Müller mit ihrem alten Vater und ihrem Sohn Franz, genannt „Roller Franz.“ Vater sowie Tochter hatten schreckliche Angst vor Geistern und Rosa wollte Männer im Hause gesehen haben, die ihr Gewalt androhten und die sie als Geistererscheinungen deutete. Die Installation einer Marienfigur an der Hauswand und Segnungen des Dorfpriesters nützten nichts und deshalb war der nächste Nothelfer die Feuerwehr, die Nachtwache hielt und mit gutem Essen sowie Apfelwein bewirtet wurde. Aber auch sie konnten keine Geister auszumachen. Wenige Tage später hörte sie wieder schwere Schritte auf der Speichertreppe, Kratz und Schürfgeräusche, Rumpeln und Gemurmel wie es nach ihrer Meinung halt Geister eben tun. Ihr Vater verkroch sich voller Furcht und ihr Sohn Franz wollte nichts gehört haben. Nun waren in den alten Bauernhäusern mit ihrem Holzfachwerk ja Dehnungsgeräusche vorprogrammiert. Außerdem waren Wohnhäuser, Ställe und Scheunen mit anderen Hofraiten so zusammengebaut, dass sich Ratten und Mäuse durch Lehm und Mauerwerk hindurchgenagt hatten und nie ganz auszurotten waren. Dies alles führte nun zusammen mit dem Schaben des Holzbockes im Gebälk und dem Wind zu einer Natursymphonie, die Rosa nicht Ruhen ließ und an den Rand des Wahnsinnes trieb. Die Leute sagten „Die Rosa spinnt“ und machten sich über die geweihten „Werkwisch- Sträuße“, die überall steckten und lagen lustig.

Peter Christ lüftete dem Autoren 1963 lachend das große Geheimnis des Geisterhauses wie folgt: Der jugendliche Franz war ein guter Gesellschafter und Kumpel. Da seine Ressourcen oft erschöpft waren, kam er auf die Idee mit seinen Saufkumpanen von der Feuerwehr des öfteren einen Sack Getreide von dem Trockenspeicher zu holen, dessen Erlös sie dann versoffen. Dabei schwärzte man die Gesichter und hing sich alte Fetzen um, damit man sie nicht erkannte. Der Großvater sah sie vor lauter Furcht nie und die hysterische Mutter glaubte Geister zu sehen. Die Nachtwachen nebst Saufgelage wurden dann als willkommenes und zusätzliches Vergnügen gerne angenommen. Man muss wohl nicht extra betonen, dass die gesamte Feuerwehr und so auch Peter Christ die makabren Handlungen aus erster Hand erfuhren und weitererzählten. Nur die Betroffenen wurden nie informiert.

Der gute Franz stand später fest unter dem Diktat seiner Ehefrau Susanne aber wehe wenn er einmal alleine in eine Gastwirtschaft gelangte. Dann ging aber die Post ab. Dann kamen die Sprüche: „So ein blöder Hund , geht in die Kerch un` peift“! oder er sang: „ Fahr mir mit der Hand unter`s Hemd an die Doose“! Er verfügte über eine Vielzahl von Sprüchen, die alle Saufkumpanen ergötzten. Ein besonderes Vergnügen der Kumpane fand dann auf Fastnachtsmontag und auf Kerb statt. Susanne hatte durchgesetzt, dass ihr Franz bei Fa. Opel vorwiegend Spätschicht machte damit er abends vorm Wirtschaftgehen behütet wurde was ihr aber an obigen Tagen zum Verhängnis wurde. Der Opelbus hielt nämlich genau vor dem „Gasthaus zu Schwanen“ in welchem die alten Saufkumpane ihren Festfrühschoppen machten. Wenn dann der arme Franz mit seinem Arbeitstäschchen vor der Tür stand sang, man extra laut und lustig und wenn der arme Tropf immer zappeliger wurde, gingen sie hinaus und überzeugten den Guten, dass die Arbeit ihm den ganzen schönen Tag verderbe und konnten ihn auch immer mit diesem Argument überzeugen ins Lokal zu kommen.

So ahmte dann einer um die Pausenzeit die Opelsirene nach worauf Franz unter dem Gejohle aller Gäste sein Arbeitsbrot auspackte und aufaß. Seine Hinterfotzigen Freunde aber gönnten sich noch ein weiteres Vergnügen indem sie dafür sorgten, dass seine Oberchefin Susanne von dem Ausrutscher ihres Goldklumpens erfuhr. Nun machte sie immer wieder den gleichen Fehler wutschnaubend im Gasthaus zu erscheinen um ihrem Franz den Marsch zu blasen. Dieser aber widerstand „unter dem Schutz seines reichlichen Alkoholkonsums und dem Gejohle seiner Kumpane“ die Attacke der Ehefrau mit deftigen Sprüchen, sorgte für Jubel und Stimmung und lieferte Ortsgesprächstoff für die nächsten Wochen.

Kirche und Werzwisch

Unter „Werzwisch“ verstand man einen im Feld gepflückten, blühenden Heilkräuterstrauß, der in der Zeit der Marienverehrung eingeholt und in der Kirche unter großer Zeremonie geweiht wurde. Nach dem Motto: „Wo`n Werzwisch an de` Dachhaut hängt, werd alles Unglück abgelenkt!“ Man hängte ihn aber nicht nur unter das Dach sondern auch in Küche, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Stallungen und Scheunen auf oder gab bei akutem Bedarf auch Teile davon in den Tee oder in das Viehfutter. Da man den Strauß nach der Weihe in viele kleine Gebinde aufteilte brachte jeder ein gewaltiges Bündel mit in die Kirche, die sich in ein duftendes Blumenmeer verwandelte. Wer aber glaubt es handele sich hier um ein rein Christliches Brauchtum dem sei gesagt, dass die Verehrung heilender Kräuter bereits in vorchristlicher Zeit gepflegt wurde.

Nun weiß man, dass in jedem Landesteil andere Heilpflanzen gedeihen, was dem zufolge verschiedene Zusammenstellungen bewirkte. In Weilbach kam man somit am 18 August auf etwa 14 bis 20 Kräuter weshalb sich ein Wettbewerb ergab, wer die meisten und die schönsten Pflanzen organisiert hatte. Schließlich hatte ja auch jedes Kraut seine Funktion: Die Donnerdistel schützte vor Gewitter, der Dost (wilder Majoran) half gegen Appetitlosigkeit, der Reinfarn (Geeleroofoo) gegen Würmer, der Salbei gegen Erkältung, die Schafgabe gegen Blasenentzündung und der Spitzwegerich gegen Magen- Darmbeschwerden. Alles zusammen wirkte somit gegen Böse Geister, Teufel, Plattfüße, Abstehende Ohren, blaue Därme, Blähungen und sonstige Sprachfehler.

Die Rezepturen besorgte man sich bei den „Kräuterweibern“. Von einer solchen kräuterkundigen Frau aus Weilbach berichteten die um 1910 geborene Elterngeneration: „Die aal Herbetsen,“ erzählten sie, die konnt` uns jedes Kraut erklär`n.“ Sie hätte vielen Weilbachern mit ihren Teezubereitungen und ihrer Kräuterkunde geholfen. Fast alle lobten ihre Kunst und Hilfsbereitschaft und nur ein paar unverbesserliche Bauern hätten sie als „Hexe bezeichnet“. Wenn sie bei ihnen in den Stall gekommen wäre um Milch zu holen, hätten sie „Diese“ immer beschimpft und gesagt: „Mach Dich aus mei`m Stall du Hex,“ und sie hätte rückwärts aus dem Stall gehen müssen, damit sie an ihren Augen sehen konnten, dass sie keinen „bösen Blick“ aussendete. Jenen bösen Blick, so stellte man sich vor, bemerkt man dann wie einen Blitz oder nach heutigem Wissen, wie einen Laserstrahl. Durch den Bösen Blick konnte eine Kuh keine Milch mehr geben, ihr Kalb verlieren oder einfach tot umfallen. Menschen konnte man weniger damit treffen, weil sie ja um die Gefährlichkeit dieser Hexenkunst wussten und die Wirkung mit einem schnellen Kreuzzeichen ableiten konnten. Die kluge Frau Herbert, erzählte man, soll jedoch die Dummheit ihrer Zeitgenossen ignoriert haben, was man ihr dann wiederum als „üblen Hexenhochmut“ auslegte. Sie sei mit ihrem breiten „Cattengesicht“ und den Hellen Augen ein „Abbild der Güte“ gewesen. Um 1960 gab es auch noch viele abergläubige Menschen in Weilbach.

Die 1911 geborene Tante des Autoren erzählte wie sie als 10 Jährige mit ihrer 1879 in Tann / Rhön geborenen Mutter deren Heimatort Wendershausen besuchte. Sie gingen auf der Straße vor dem Dorf, als eine Frau aus dem Talgrund immerzu rief „Anna, Anna kennste mich nit mehr“. Sofies Mutter aber hatte die Kleine fest bei der Hand und sagte: „Nur nit hiegucke, des is e` Hex, die will uns nur vehexe!“ Diese Reaktion war für den Enkel nie zu verstehen denn seine Großmutter war eine gütige, hilfreiche und liebe Person.

Haare un` Dippeflicker

„E` Dippe is` en Topf, en Grobbe is` kon Gropf, sondern nur en` „Bräter“, bei uns doo waas des jeder“, lautete ein Kinderreim. Unsere alten Weilbacher hatten früher mit den damals teuren Emailletöpfen ihre Probleme, weil an der Rundung Zarge / Bodenblech die Spannung im Email sehr hoch war, abplatzte, rostete und undicht wurde. Um solches zu reparieren hatte sich fahrendes Volk darauf spezialisiert jene Löcher zu vernieten oder zu verlöten. Darüber hinaus schärfen sie auch Messer und Scheren (Scheernschleifer) oder reparierten Schirme (Schermflicker). Über sie gab es viele erotische Liederzoten, weil es immer wieder vorkam, dass arme Frauen fragten: „Ei Morn, kann eisch eier Awweid aach abverdiane?“ Andererseits bot das fahrende Volk aber auch den Bürgern Liebesdienste durch ihre Frauen und Mädchen an, was die Population von Gonokokken und Spirochäten unter der Dorfbevölkerung

ungemein begünstigte. Böse Zungen reimten dann: „Die Gonokokke sitzt und lauscht, wenn der Urin vorüber rauscht, sie lacht und denkt ironisch, hier bleib ich sitze` un` werd` chronisch“!

Egal ob diese Menschen nun den Volksgruppen Roma, Sinti oder Anderen angehörten bezeichnete man sie mit dem Sammelbegriff „Haare“. Der Autor sah sie noch um 1938 entlang der alten Friedhofsmauer ihr Lager errichten und ihr Handwerk ausüben. Nach dem zweiten Weltkrieg sah man sie nur noch ganz selten. Den Kindern machte man Angst, die Fremden würden sie mitnehmen. Solcher Kinderraub soll allerdings in der Vergangenheit tatsächlich vorgekommen sein.

Die Menschen in Weilbach waren, wie schon oft erwähnt arm. Die Armut jenes fahrenden Volkes aber war noch weit größer und trotzdem hätten sie niemals freiwillig mit uns getauscht. Sie fühlten sich frei und lehnten jede eheliche Verbindung mit den Eingesessenen ab. Man erzählte immer, dass die Frauen die sie zu Liebesdiensten anboten nicht von ihnen abstammten, was den Tatbestand des Kinderraubes untermauerte. Ihre Arbeiten waren nicht immer allzu perfekt denn ihre Werkzeuge waren gegenüber unseren Handwerkern sehr primitiv weshalb es für die Reparatur von Töpfen in den Dörfern besser ausgerüstete Handwerker gab, die mit Acetylgas, Sauerstoff und Messinglot eine haltbarere Reparatur garantierten. In Diedenbergen war dies Karl Kleber, genannt „Dippe- Karl“ und in Weilbach war dies Bernhard Kohl genannt „Dippe- Bernhard“. Letzterer lebte nach dem alten Zunftspruch: „Ein Spengler der nicht säuft, eine Rinne die nicht läuft, ein Mädchen das nicht stille hält, dies gibt es nicht auf dieser Welt.“ In Fa. Opel schrieb ein lyrisch veranlagter Kollege diese Trivialität auf die Toilettentür und unterzeichnete mit „Dr. Busse“. Prompt gab ein Schmierfink seinen Senf dazu und schrieb darunter: „Mein lieber Doktor Busse, e` bissi waggelle muß`se“! Nun lehnt man ja allgemein solche Schmierereien in öffentlichen Anlagen ab, was die Mehrheit der Nichtschmierer allerdings nicht daran hinderte über diese Ergüsse herzlichst zu lachen.

So wie viele Dinge unserer Zeit eine Steigerung erfahren, erfuhr auch die „Dippeflickerei“ einen gigantischen Höhenflug. Nachdem die dörflichen „Dippemeister“ im Weltkrieg geopfert wurden, die Frauen aber für die Überlebenden weiterhin kochen mussten, bot die alte Hoechst AG. Donnerstags, dem „Dippedaach“, ihren Mitarbeitern an ihre Töpfe kostenlos reparieren zu lassen. Somit ließ man dann über 50 Jahre Töpfe und anderen Schrott morgens bei dem Pförtner eintragen und trug abends neue Gegenstände aus dem Tor. Die alte „Rotfabrik“ hat diese Unverschämtheiten locker überlebt.

Handkäs` oder Braten

Bei dem Studium alter Fastnachtprotokolle von 1895 bis 1909 fällt auf, dass man hier fantastische Aussagen über örtliche Neuerungen, bürgerliche Verfehlungen und insbesondere über Essen und Trinken macht. In diesen Büttenreden wurde immer wieder von dem großen „Handkäseessen“ proklamiert, was den Leser veranlasste bei Zeitkennern nachzufragen, ob denen nichts anderes zur Verfügung stand. Die Antwort war deprimierend, weil die meisten Familien kaum Fleisch oder Wurst zu konsumieren hatten. Im Winter bei den Schlachtfesten wurde eingeweckt in Gläser, eingelegt in Salzsole, eingeteilt für den Jahresverbrauch und ausgeteilt an Nachbarn und Freunde. Letzteres wurde bei deren Hausschlachtung wenig später wieder als Frischgut zurückgegeben. Der Einkauf bei dem Metzger konnte aus finanziellen Gründen nur in ganz geringem Umfang getätigt werden und der Fleischhunger

unserer Großeltern drückte sich indirekt wie folgt als Galgenhumor aus: „Ei wenn eich en` guude Kääs hab, is` mer Fleisch un` Worscht liiewer als Leckmaaje!“

Der Wunsch diese Köstlichkeit genießen zu dürfen resultiert aus einem Kerbeburschlied von um 1900, welches die Gebrüder Wenzel auf die Melodie des Darmstädter Husarenmarsches texteten. „Kerweborsch freut Euch des Lebens uff de` Kerb is` alles froh, alles Froh, ist der schönste Tag des Lebens“Warum wohl? Die zweite Strophe gibt die Antwort: „Bier und Wein in großen Humpen, Braten Tanz und Fröhlichkeit, Fröhlichkeit“Im Alltag gab es demzufolge weder Bier, Wein noch Braten, sondern man musste mit Handkäse und Apfelwein vorlieb nehmen. Schnaps gab es nur in Weilbach preiswert, weil im Hofgut eine Brennerei installiert war. Dort wurde der mündlichen Überlieferung nach auch mal nicht ganz legal selbstgemachte Obstmaische von den Bauern destilliert und wenn man gerade einmal auf dem nicht legalen Weg wandelte, an Auswärtige ausgeschenkt. Das Wissen hiervon resultiert aus Diedenberger Gemeindeunterlagen, wo Beschwerden aufgezeichnet sind, dass „die Jugend im ausländischen Weilbacher Brennhaus ihr Geld versaufen würde und dass man die gehunfähigen Trunkenbolde in der Schubkarre heimfahren müsse“.

Selbst die Musik war nur auf Kerb, Fastnacht und Hochzeiten zu Genießen und nicht wie Heute im Jahr 2007 zu jeder Tageszeit und in allen möglichen Variationen. Fleisch, Wurst und alle Köstlichkeiten aus aller Welt können wir heute kaufen und essen, was allerdings den großen Nachteil hat, dass viele Zeitgenossen davon krank geworden sind. Die vor dem zweiten Weltkrieg geborenen von uns haben noch die Zeiten des Hungers und des Fleischmangels erlebt und können die noch schlechteren Zeiten der Großeltern nachempfinden. Jene Kriegsgeneration wiederum ist nicht in der Lage den Nachkriegsgenerationen die Notsituationen der Vergangenheit darzulegen, weil diese es überhaupt nicht wissen wollen und nicht zuhören.

Bei allen Veränderungen und Neuerungen um das Jahr 2000 ist eine erstaunliche Bilanz zu ziehen: Der Handkäse ist auch im dritten Jahrtausend noch immer ein sehr beliebtes Nahrungsmittel. Man sagt Humorvoll, dass zwei Dinge auf dieser Welt egal seien. „Einmal die Zahl 88, weil man die vier Kreise drehen könne wie man wolle und sich nichts an dem Bild ändere.“ Und bei dem Handkäse definiert man das „egal“ so, indem man sagt: „Der stinkt vunn alle Seite, un` gefresse wird er doch!“

Des soll mer gedenke!

Die 1841 fertiggestellte Taunusbahn wurde von den Weilbacher Normalbürgern nur wenig genutzt, weil das Fahrgeld dazu fehlte. Von den Wenigen, die jene Neuerung gebrauchten, kannte man den Gebrauch und ergötzte sich köstlich, wenn man von kleinen Fehlerpannen erfuhr. So erfuhr die Gemeinde 1896 aus den Fastnachtsprotokollen, dass „ihr Wilhelm“ in Eddersheim vorbei fuhr, weil er im Schnellzug saß oder andere irgendwo in der Fremde landeten. In einem Falle sprach die Überlieferung von einem „Hanickel“, was übersetzt Hannes- Nickolaus hieß aber im bösen Sinne auch „Dummbbeutel“ bedeuten konnte. Jedenfalls konnte man die Irrfahrten jenes Hanickel wie folgt 1904 in der „Wiesbadener Zeitung“ nachlesen: .

„Eine teure Fahrt. Ein schlichtes Bäuerlein unternahm von der Haltestelle Eddersheim (Taunusbahn) eine Reise nach Wiesbaden, um dort als Zeuge vor Gericht zu erscheinen. Ohne irgendwie zu fragen stieg er ein und zwar in den

unrechten Zugteil nach der Richtung Köln. Auf Station Niederwalluf angekommen, fragte er, ob man bald in Wiesbaden sei? Er musste aussteigen um wieder zurückzufahren und stieg wieder verkehrt in den Frankfurter Zugteil ein. Man machte ihm klar, dass er in Biebrich- Mosbach in den Zug nach Wiesbaden umsteigen müsse. Dies geschah und zwar geriet das Bäuerlein mit seiner Fahrkarte 4. Klasse in der Aufregung in die 3. Klasse. Ein Zugrevisor unternahm die Prüfung der Fahrkarten und fand auch unseren Passagier, was demselben wegen Benutzung höherer Wagenklasse 6 Mark Strafe kostete. Nun kam man endlich auf dem Rheinbahnhof in Wiesbaden an, aber für den Gerichtstermin zu spät. Das Bäuerlein kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „des gibt e` deier Fohrt“! Er sollte Recht behalten, denn er erhielt auch wegen Nichterscheinens vor Gericht 20 Mark Strafe. Außerdem musste er natürlich die Fahrkarten hin und zurück Niederwalluf-Wiesbaden nachzahlen. Die Zeugengebühr fiel dagegen natürlich aus. **„Des soll mer gedenke“!** Meinte er“.

Gemäß Überlieferung sei der Mann nie mehr mit der Eisenbahn gefahren und hätte alle umliegenden Städte mit seinen genagelten Schnürstiefeln bereist. Immerhin soll er mit dieser „Odyssee“ und dem Zeitungsbericht im ganzen Umland bekannt geworden sein, schließlich war ja den Spöttern auch das Prozessereignis bekannt, welches mit den Bränden in Verbindung gestanden hätte. Kleine Gerichtsfälle wurden ja in Hochheim abgewickelt. Aber „wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung,“ sagte man später.

Die Tatsache, dass die kleinen Weilbacher Leute nicht das Geld zur Verfügung hatten mit der Taunusbahn zu fahren, wurde von den Großeltern immer wieder bestätigt. Selbst die gut verdienenden „Rotfabriker“ liefen zu Fuß nach Höchst und nicht nur die Weilbacher. Es wurde erzählt, dass die Weilbacher am Dalles auf die Kollegen von Wicker und Hochheim warteten um den Weg gemeinsam zu gehen. An dem Gasthaus vor dem Autoberg in Hattersheim hätte die Wirtin jeden Tag eine Palette voller Schnapsgläser auf die Fensterbank gestellt. Man hätte hier kurz verweilt, seinen Schnaps getrunken, der am Monatsende bezahlt wurde. Im Winter hätte man „Gamaschen“ getragen und jeder wäre abwechselnd einmal als erster durch den hohen Schnee marschiert, was Kräfte eingespart hätte. Später habe man dann im Sommer ein Fahrrad benutzt und erst um 1930 wären alle Arbeiter mit der Taunusbahn gefahren. „Ausnahmen wären aber auch damals die Regel gewesen“!

Kollektivarbeit und Schabernack

In jedem kleinen Dorf leisteten sich die Menschen vor 1950 noch gegenseitige Hilfe bei besonderen Anlässen. So auch bei der herbstlichen Herstellung ihres Brotaufstriches. Den größten Anteil dürfte hier das „Birnenmus“ ausgemacht haben welches man in Weilbach als „Läckmaaje“ in anderen Gegenden „Laatwersch“ und um Wallau als „Laatwääje“ bezeichnete. Von letzterem Umland „Dem blauen Ländchen“ behaupteten Spötter, dass von hier aus ein „Laatwääje-kanal“ nach Mainz installiert sei, weil die wohlschmeckende Konfitüre „auf dem dasigen Markt ein Dauerbrenner gewesen sei“.

So saßen dann nach der Birnenernte des Marrische, Settsche, Annasche, Greetsche und viele andere beim Birnenschälen zusammen, „Traatschten“, sangen tränenreichgefühlvolle Küchenlieder, die von unglücklicher Liebe und Tod berichteten oder Schäkerten lustvoll mit dem anwesenden Nickelee, Hannes, Schorsch oder Kaschper. Die Birnstücke wurden in den gereinigten, großen Waschkessel geschüttet in welchem auch im Spätherbst das Hausschwein verwurstelt wurde. Die

anwesenden Burschen versahen Kesselreinigung, Feuerung und den wichtigen Rührdienst. Da nun die Birnen im eigenen Saft zu Brei zerkochen sollten, musste mehrere Stunden gerührt werden damit nichts anbrennt und das überschüssige Wasser verdampft. Wenn die „Schälerinnen“ fertig waren, tat man sich weit ab vom Kessel mit Handkäse, Butterbrot und diverser Alkohol gütlich, sehr darauf bedacht, dass nur kein Krümelchen in die Läckmaajepampe fiel damit sie nicht sauer wurde. Von reichlichem Alkohol angeregt machte man sich nun ernsthaft Gedanken, wo- hin man die Schalen deponiert. In den Karnevalprotokollen um 1900 wurde ausführlich erwähnt, dass man sie unbeliebten Zeitgenossen vor die Haustüre schüttete, was ja gut nachvollziehbar ist. Dass man sie aber auch bei Wittmännern deponierte, an die Türgriffe und Fensterläden hängte oder an Schnüren das ganze Haus schmückte ist nicht nachvollziehbar. Diese Frage „warum“ konnte selbst „des Hornphilipps Marriesche“ noch die „Saafe Lies“ (Elisab. Müller) beantworten.

Während dieser Eskapaden schmeckte die Hausherrin die Pampe ab und gab noch Zimtstangen hinzu und der Hausherr versah nun den Rührdienst. Die Jugend aber feierte weiter und es soll oft vorgekommen sein, dass ein Pärchen heimlich einige Zeit verschwand nach dem Spruch: „Die Liebe im Stroh, macht Jungfrauen froh.“ Beim Zwetschken Kernen für „Quetschemaamelad“ war der kollektive Arbeitsablauf ähnlich. Auch hier deponierte man die Kerne bei „Kotz- brocken“ vor der Haustüre. Böse Zungen behaupteten später: „Beim` Quetschekerne is` schun mornscher Stiehl in die reif Quetsch` gedrückt wor`n!“

Ein Sonderfall der Brotaufstrichherstellung mit Zuckerrüben als Ausgangsprodukt wurde nach dem zweiten Weltkrieg praktiziert. Sauber gewaschen, mit dem Spaten zerkleinert, vorgekocht und entsaftet wurde der Saft die ganze Nacht unter ständigem Rühren eingedickt. Wegen Übermüdung oder auch Mangel an Brennmaterial wurde der „schwarze Sirup“ oft zu früh abgefüllt. Die dünne Viskosität des Rübenkrautes erforderte dann von dem Konsumenten artistische Fähigkeiten beim Essen, weil die klebrige Masse absolut nicht auf der Brotoberfläche verharren wollte und mehr dem Gesetz der Schwerkraft folgte. Kindern gab man deshalb den Klebstoff in ein Schälchen und das Brot in die Hand, damit sie es eintunken konnten.

Die Wandlung

Nach dem schrecklichen ersten Weltkrieg brach unser Regierungssystem entzwei und bescherte uns den inneren Krieg zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. Da die Kommunisten stark und gewalttätig ihr Ziel der Weltherrschaft verfolgten und ihre kommunalen Gruppierungen Geschäfte und Bauernhöfe ausplünderten, ohne dass sie die neue Regierung stoppen konnte, wuchs die Nationalsozialistische Bewegung überaus schnell heran. Die Bauern und Geschäftsleute in Weilbach empfanden die neue Partei als Befreier und Beschützer vor den Kommunisten und ließen sich als Mitglied der NSDAP werben. Diese Tatsache wollte man nach dem Krieg und bis zum heutigen Tag zerreden aber genau diesen Grund gaben die befragten Parteimitglieder dem Autoren später als Beitrittsbegründung an. Der Aufbau jener Schutzorganisationen SS und SA waren logisch und notwendig um den Kampf für die Nazi-Partei zu gewinnen. Im Nachhinein ist es leicht diese Menschen als Verbrecher hinzustellen. Verbrecher waren lediglich diejenigen, welche diese Zeitgenossen benutzt und missbraucht haben und jene internationalen Drahtzieher, die alle vorausgegangenen Konflikte produziert hatten.

Der Autor sah etwa 70 % der Weilbacher SA- Mitglieder vor ihrer Einkleidung als arme Knechte und Arbeiter mit schäbigen und geflickten Arbeitskleidern im Dorf ihrer Arbeit nachgehen. Plötzlich geschah eine „wundersame Wandlung“. An einem schönen Sonntagmorgen marschierte eine Gruppe schöner Herrenmenschen durch unser Dorf und sangen fetzige Lieder dazu. Sie trugen blanke Stiefel, Reithosen, Braunhemd, Koppel, Schulterriemen und Mützen, die sie total veränderten. Sie waren nicht mehr die Knechte, Arbeiter und Bauern und es war nicht nur die Optik die solches bewirkte. Sie hatten „so über nacht“ ein anderes Selbstverständnis und Selbstvertrauen gewonnen, welches sich in ihren Gesichtern widerspiegelte. Mit dieser zur Schau gestellten „Selbstverwirklichung“ zogen sie noch mehr Zeitgenossen in ihre Reihen. Vor allem Frauen, Kinder und Jugendliche waren sehr beeindruckt und folgten gerne den Aufforderungen in Frauenschaft, Jungvolk und HJ. mitzumachen und auch hier war die schmucke Einheitskleidung ein wesentlicher Beitrittsgrund. Bei letzteren wurden dann die Gruppenstunden zu Pflicht und wer nicht zum Dienst erschien, den holte man mit zwei Eiferern ab, nahm ihn in die Mitte und die Ordonnanzen gingen stark und breitbeinig nebenher, als hätten sie geschwollene Hoden. Der Autor sah mehrere solcher „Vorführungen“ bei seinen großen Freunden, die absolut kein Interesse an den Gruppierungen hatten und anderen Freiheiten nachgingen.

Merkwürdigerweise hatte auch die SA in Weilbach keinen überwältigenden Zuspruch und als einige sich in das Gewand des Soldaten verwandeln mussten, verblieb nur ein kleines Häuflein, die noch Sonntags durch das Dorf marschierten, gefolgt von der „Frauenschaft“, der „Hitlerjugend“ (HJ) und den „Pimpfen“ dem (Jungvolk).

Nun sollte man nicht glauben, dass alle nicht organisierten Bürger Regimegegner waren. 3 bis 5 Personen hatte man als Volksspione erkannt und vermied in ihrem Beisein jegliche Kritik. Etwa 4 Bürger übten freie Kritik und wurden als „nicht Vertrauenswürdig“ eingestuft und der Bevölkerungsrest war vorsichtig, mißtrauig, ängstlich, gleichgültig oder zu faul um am Geschehen mitzuwirken. Nur wenigen aber gelang die Megawandlung vom Knecht zum Herrenmenschen und über den Soldaten zum toten Helden. „Dumm stelle un` vill fresse“ war damals die Weisheit vieler Weilbacher.

Die Hormonfallen

Hormonfallen gehören in unserer Welt 2007 zum festen Bestand der Schädlingsbekämpfung, weil alle Geschöpfe dieser Welt auf sie herein fallen und selbst der Mensch ihrem Einfluss unterliegt. Spötter brachten die menschliche Hormonschwäche auf den Punkt indem sie frozzeln: „Das Hormon den Geist bezwingt, wenn auch die Tat dem Nachbarn stinkt“.

Wir wissen heute, dass die Sexualität bei den Menschen mit normalem Hormonhaushalt über seine „Triebkontrolle“ bis hin zum „Triebverzicht“ geregelt werden kann. Es ist aber genauso bekannt, dass eine ständige Unterdrückung je nach Veranlagung zu psychischen Spannungen und Störungen führt. Wenn jedoch bei Männern die „Androgene“ und bei Frauen die „Gestagene“ im Ungleichgewicht sind, ist die Regelung des Triebverzichtes mehr oder weniger gestört. Hier liegt also eine Krankheit vor die oft erblich ist und die betroffenen Menschen sind bedauernswert und werden zu Unrecht von ihren gesunden Mitbürgern verachtet.

Solche Spezies gab es auch in Weilbach und Johann Hart las beim ordnen des Archivs in Weilbach genüsslich aus dem Urkundenbuch vor, dass die Rote B. zusammen mit anderen wegen Kuppellei belangt waren. Im Kriege sah man, dass bei

einer Frau aus bestem Hause die Offiziere der Heimatflak ein und aus gingen und die älteren Weilbacher frozzelten: „Der Soldat ist mit dem Schwanze, genau so schnell wie mit der Lanze.“ Eine andere Hausfrau empfing die unteren Dienstgrade und glaubte die Nachbarn würden dies nicht bemerken. Nach dem Kriege baute ihr sehr fleißiger Mann ein schönes Haus, worauf sie junge Burschen als Logiergäste zur Miete nahm die uns nach diversen Bierchen erzählten, was sie bei Spät- und Nachtschicht des Hausherrn bei ihrer Wirtin zu leisten hatten. Die Frau war sehr liebenswürdig, sah sehr gut aus und war immer gut gekleidet. Man glaubte immer ihr Mann würde von den Kapriolen nichts merken, doch dann hatte er wohl einen Tipp bekommen und kam unverhofft nach Hause. Er fand seine Ehefrau nackt am Herd stehend, nur mit einer Schürze bekleidet um Eier für den ebenfalls nackten Untermieter zu braten. Der wütende Mann packte seine geile Enehälfte und setzte sie mit dem nackten Po in die Bratpfanne. Anschließend kümmerte er sich sehr intensiv um den Liebhaber und später stand die Affäre in der Bildzeitung. Nachdem der Ehemann die jungen Logiergäste so unsanft vertrieben hatte, kamen in seiner Abwesenheit rüstige ältere Herren als Besucher. Die Anzahl solcher Frauen im Dorf war bekannt. So war eine Wirtswitwe, welche die Manneskraft der gesamten Stammtischrunde in Anspruch nahm oder Bauersfrauen, die in der Scheune mit den Gehilfen beim Liebesspiel erwischt wurden. Eine einfache Frau stellte ihre Wohnung und sich selber zur Verfügung, damit die unteren Mannschaften der Heimatflak auch ihren Hormonhaushalt ausgleichen konnten und zwei Mütter mit Töchtern luden auch zu Erlebnisstudien ein. Den verrücktesten Haufen bildete ein ausgebombter Friseurladen, dessen Friseurin, Lehrmädchen, Ehefrau und Kundinnen einen richtigen „Entspannungsladen“ betrieben und den männlichen Kunden Spirohäten und Gonokokken gratis hinzu schenkten. Eine Massenbegattung im Kornfeld wurde gegenüber dem Umland in Weilbach nur einmal bekannt. Wo hingegen eine geringe Anzahl von Frauen und Mädchen bekannt waren, die den Ruf genossen, „nicht nein sagen zu können“ bzw. auch Offerten machten, was besonders durch die Maskenbälle gefördert wurde. Die alten Bauern sagten: „Ihr Kenn basst uff das des Pissgescher sesamme passt,“ meinten aber nicht die Größenverhältnisse sondern die hormonelle Variante.

Der Nussbaumkrieg

In der schweren Nachkriegszeit betrog fast jeder jeden nach dem Motto: „Wer nit klaut zur rechten Zeit, der muß nemme was iwwerisch bleibt.“ Später erfuhr man dann am Stammtisch in bierseliger Runde vom Bast oder Fritz genannt „Liewer“ wie sie mit auf dem Kopf gestelltem Fahrrad Ären ausdroschen indem sie das Tretwerk betätigten und das Gabenbündel an die Hinterradspeichen hielten. Auch beim Kartoffelstehlen versuchte man wenn möglich eine ganze Reihe aus zu machen, damit der Bauer nichts merkte und bisweilen erwähnte man auch schlecht oder gut passierbare Kellerfenster. Auch über die Verfehlungen der Bauern wusste man zu Berichten, wie sie die armen Hamsterer für wenige Lebensmittel um ihren kostbaren Schmuck oder Teppiche betrogen. Im Grunde gab es nur wenige Menschen, die jene Jahre ohne Fehl überstanden und der gesellschaftliche Status „Anstand“ war weitgehend außer Kraft.

Die Kinder und Jugendlichen beobachteten den Zerfall vom ehrlichem Miteinander und machten es den Erwachsenen gleich. So stahl man alles im Feld was zum nötigsten Überleben benötigt wurde, wobei auch Walnüsse äußerst begehrt waren. War ein Baum sturmreif, dann suchte sich jeder der Stürmer einen Haufen Steine zusammen, stellte sich im Viertelkreis um den Baum und warf nach denn lose in den Schalen hängenden, Nüssen. Auf das Kommando „Auflesen“ rannten alle unter den

Baum und ramschten was sie konnten. Leider kam es immer wieder einmal vor, dass jemand nicht abwarten konnte und er von einem herabfallenden Stein am Kopf getroffen wurde. Dann war das Geschrei groß!

So waren die lieben Kinder und Jugendlichen wieder einmal zu Gange den großen Nussbaum am Nierengraben zu Ernten, der nicht mehr zu dem Gelände der Kiesgrube Ziegler gehörte. Ziegler bestand allerdings darauf es sei sein Baum, während die Buben überzeugt waren, dass der Baum auf Gemeindeseigentum stand. Nach langem Streit verlieh Ziegler seiner Behauptung Nachdruck und schoss mit Vogelschrot auf die lieben Kleinen. Somit wurde ein Grasweg zum Operationssaal, wo man mit dem Taschenmesser, akribisch und unter dem Gestöhne der Patienten, die kleinen bösen Kügelchen aus Po und Beinen piekte und auf blutige Rache sann.

Da man nun wusste, dass der fromme Ziegler jeden Sonntag das Hochamt besuchte, fand sich um jene Zeit eine Schaar verwegener Terroristen am oberen Gleißende an der Eddersheimer Straße ein, wo ein ganzer Zug voll Kipploren zur Endladung bereit standen. Man entkoppelte die letzte Lore, schob sie an, fuhr ein Stück johlend mit und schaute genüsslich zu, wie das Gefährt die steile Strecke hinunter donnerte. Dann stellte man unten eine Weiche quer, damit die Loren auch das springen lernten und ließ den ganzen Zug folgen. Jener Racheakt bedeutete im Jahre 1945 ein großer Schaden und den Übeltätern war klar, dass niemals herauskommen darf wer die Verursacher waren.

Nun waren solche Sabotageattacken durch Jugendliche den Weilbacher Bauern seit Jahren bekannt. Wenn sich die Buben ungerecht behandelt fühlten, bekamen dies die Bauern empfindlich zu spüren indem sie irgendwelche unerklärliche Schäden an ihren Feldeinrichtungen feststellten wie z. B. angesenkte Dickwurzmieten oder umgestürzte Heuböcke. Drastischer war der erklärbare Schaden, wenn er seine im Feld abgestellte Erntemaschine anspannte und diese sich nach wenigen Metern in ihre Einzelteile auflöste, weil die lieben Bübchen Splinte und Schrauben entfernt hatten. Viele Bauern versuchten diese Attacken zu verhindern, indem sie Konfrontationen mit den kleinen Zeitgenossen vermieden.

Horizontale Nachkriegskultur

Als die amerikanischen Truppen am Gründonnerstag dem 29.3.1945 in Weilbach einzogen, lernten die jüngeren Kinder Kaugummi, Fruchtstangen oder Schokolade kennen. Die Soldaten, besonders die Farbigen, warfen solche Gaben aus den Autos und freuten sich riesig, wenn sich die Kinder darum balgten. Die größeren Kinder hatten schnell gelernt, dass die G.I.s. gebefreudiger waren, wenn man mit erhobener Hand das Siegeszeichen machte. So stellten sich viele mit ihren kleinen Geschwistern an den Straßen auf und die Kleinen mussten ständig das Ärmchen heben und die drei Fingerchen spreizen, damit hin und wieder aus dem vorbeifahrenden Militärfahrzeug etwas herausgeworfen wurde.

Wir älteren Kinder entdeckten bereits am ersten Abend eine weit ausgiebigere Bezugsquelle. Wenn die Nachschubkolonnen mit ihren Mannschaftswagen ihre Mahlzeiten einnahmen und am Straßenrand anhielten, teilte man ihnen in Wachspappe eingegossene Rationspakete aus in denen alle Köstlichkeiten vom Kaugummi bis zum Schokoriegel, Fleisch und Käsedosen sowie Zigaretten enthalten waren und weil ihnen viele Süßigkeiten und anderes nicht mundeten, warfen sie es einfach in die Felder. Wir brauchten diese Gaben nur aufzusammeln und es nach Hause zu tragen. Vieles verkonsumierten wir und unsere Familien selber aber „Neskafee“ und Zigaretten wurden bei den Bauern gegen andere Lebensmittel

eingetauscht. In den ersten Tagen erbeuteten wir große Mengen, die jedoch kleiner wurden nachdem immer mehr Kinder unserem Beispiel folgten.

Schließlich kamen auch erwachsene Frauen an die Kolonnen, die gegen Liebesdienste jene Köstlichkeiten einkassierten, die wir für uns beanspruchten. Solange noch große Mannschaftsmengen bewegt wurden, bekamen wir ja auch noch etwas ab. Später aber hatten die Liebesdienerinnen, zu unserem größten Ärger, größere Vorteile. Der damals zehn jährige Autor wusste zwar wie der Liebesakt funktionierte und akzeptierte noch, wenn die Soldaten mit ihren „Straßennutten“ im Feld einen Sichtschutz aufsuchten, doch machten viele auch ihren Sex unter den großen Sattelschleppern oder ohne Deckung und die Kinder standen im Straßengraben und schauten zu. Als dies zwei verwundete deutsche Landser, in abgerissener Uniform ebenfalls beobachteten, bückte sich der eine nach einem Stein, aber der andere zog seinen humpelnden Kameraden mit Gewalt und beruhigenden Worten weiter.

Im Juli nahm der Mannschaftsverkehr spürbar ab und unsere Pfründe versiegten merklich zu Gunsten der Damen, die immer noch aktiv waren. Wir versuchten nun mit Diebstahl und Betrug unser Glück, was kurze Zeit auch funktionierte. Wenn die Mannschaften beisammen saßen, bestiegen wir die Trucks von der Straßenseite her und entlehnten die Handschuhfächer in denen die Gaben für die Liebesdamen gelagert wurden. Als man uns dabei erwischte, flüchteten wir und ein Neger schoss uns schreiend hinterher, dass uns die Erdbrocken an die Beine spritzten. Nun börtelten wir bei den seitlich aufgerollten Verpflegungsbüchsen den Deckelrand etwas an, schütteten gleiche Essenreste zusammen, pressten den Deckel fest in die Büchsenzarge und tauschten diese Eigenproduktionen bei den Liebesdamen gegen Süßigkeiten ein. Nachdem Georg aber in eine „Ham- und Egg- Büchse“ seine Exkremente deponiert hatte, erlosch dieser Handelszweig abrupt. dem Autoren verblieb zu guter Letzt nur noch das „Kippensammeln“. Da wurde die Brennstelle sauber abgeschnitten, aufgelockert, mit Mutters Parfum leicht besprüht, in leere Originalbüchsen verpackt, Siegel vorsichtig ausgebessert und dann bei den Bauern gegen Wurst und Fleisch eingetauscht. Dieses Geschäft ging eine ganze Weile gut, weil der Kantinenmüll vom Flughafen Erbenheim mit langen Zigarettenskippen und leeren Tabakdosen reichlich gesegnet war. Als jedoch die beiden Feldhüter Adam Wenzel, genannt „Kippeschütz“ und Sebastian Dienst, genannt „Verdunkelungspeter,“ diese Quelle entdeckten, minderte sich auch dieses Geschäft. Aber auch diese Situation ließ sich gut zu unseren Gunsten Nutzen, denn wenn die beiden Feldhüter in der immer gleichen Müllanlieferungszeit an der Kippstelle waren, konnten wir in aller Ruhe Feldfrüchte stehlen.

Im Dorf hatte sich ja im Sommer und Herbst 1945 vieles verändert. Überall sah man im Dorf fremde Menschen. Heimatvertriebene mussten untergebracht und gepflegt werden. Hinzu kamen die sogenannten „Schrotteler“ mit Rucksäcken und großen Taschen um Sachwerte gegen Lebensmittel einzutauschen. Einige wenige Damen hatten die Uniform gewechselt und empfingen nun weiße, braune und schwarze Amerikaner von denen sie nach horizontalen Übungen reichlich entlohnt wurden. Am übelsten jedoch trieben es die Schwarzhändler auf dem Lande. Da hatte ein Mann aus Marxheim, den sie „Eierjaab“ nannten, in Diedenbergen am „Tiefen Graben“ eine Handelsstation in einer Feldhütte eingerichtet wo alles gehandelt wurde. Abends wurden Sexpartys gefeiert wo die ehemaligen Straßennutten, aber auch Hausfrauen nackt auf den Tischen tanzten. Später richtete er auch in Weilbach eine Filiale ein, erwarb einen Bauplatz und siedelte nach Weilbach an die Raunheimer Straße über.

In unserem Dorf wo jeder jeden kannte war noch niemals etwas verborgen geblieben und weil den Bürgern jene gewisse Schwächen und Neigungen der Vorfahren und Zeitgenossen bekannt waren, beobachteten sie auch sehr genau die Schwächen „der anderen“. So wusste man; der Bauer B. ist der Vater von der Dienstmagd Anna, das Kind von D. ist vom Französischen Kriegsgefangenen, der Bauer X. vernascht regelmäßig seine Mägde auf dem Feld und die Bäuerin Y. treibt es mit einem Gehilfen und wie auch immer. Da nun diese Dinge im Familien- und Verwandtenkreise immer zur Sprache kamen, wusste man auch als Jugendlicher was hier ablief. Da kam die Mutter der Freunde, eine Wirtswitwe, mit einem Gast aus dem Fremdenzimmer, dort verschwand ein Bauer oder Geschäftsmann mit einer Hausfrau in der Gartenhütte und drüben lag ein Bauer mit seiner Gehilfin auf dem Pritschenwagen. Alle meinten zwar, dass man sie nicht beobachtet oder; „ach der 11 jährige hat doch keine Ahnung.“ Aber genau der wusste „wo der Hase läuft.“ So geschah es dann, dass man seine „Vögelscher am schnarchen kannte“ und viele Geschichten über das Sexualverhalten der Weilbacher Bürger erzählen könnte. Man tut es deshalb nicht, weil man niemanden diskriminieren will und man weiß, dass die Schöpfung uns über Vererbung mehr oder weniger günstig bedacht hat. Wenn jemand über seine Hormonausschüttung sexuell aus dem Ruder läuft und anderen nicht schadet oder öffentliches Ärgernis erregt, dann sollte man ihn in Frieden seine Neigungen ausleben lassen und froh sein, dass man selber im Normalmittel liegt. Wer nun glaubt Weilbach sei ein Sündenbabel gewesen der irrt. Als Musiker und weltoffener Mensch kam der Autor gerade in den 50iger Jahren viel im Umland umher und hörte von mehr Sexgeschichten in anderen Dörfern als er von Weilbach wusste. Wenn man also ehrlichen Herzens die Entwicklung sexueller Entfaltung in und nach den 60iger Jahre mit den o.a. Weilbacher Vorkommnissen ver- gleicht, dann waren die alten Weilbacher noch. „liebe, fromme Engelchen“.

Narr oder Lebenskünstler

In Weilbach gab es, wie überall auf der Welt, wundersame Menschen, die gutmütig waren, genügsam sowie hilfsbereit und soviel Spaß bereiteten, dass man gerne noch lange nach ihrem Tod von ihren Eulenspiegeleien redete. Einer dieser liebenswerten Zeitgenossen war Josef Buch, genannt „Glitsch“. Er war für die jugendlichen nach dem zweiten Weltkrieg ein sehr wichtiger Mann, weil er sie mit Ersatzteilen für ihre Fahrräder belieferte. Darüber hinaus gab er bereitwillig und geduldig Tipps zum Einbau der Teile und lag mit seinen Preisen weit unter dem Neuwert. Zwar wurde er von den Erwachsenen verlacht, doch fanden auch diese den Weg zu ihm, weil es noch keine oder überhaupt keine Ersatzteile mehr für ihr altes Vehikel gab. So fand auch unser heimatvertriebener Schulkamerad Georg Brothmann ein altes Fahrrad in Peter Joseph Müllers Scheune, welches Ersatzteile benötigte. Man empfahl ihm wärmstens zum „Glitsch“ zu gehen, der ihm weiterhelfen würde. So also ging der 12 jährige Schorsch zum Josef und sagte: „Guten Tag Herr Glitsch, können Sie mir weiterhelfen“.... Josef musterte den fremden Buben eine Weile und fragte dann ruhig und freundlich: „Wer hot dir dann deen Noome gesaat?“ Und Schorsch erwiderte: „Ei die Leut` sagen dies alle so!“ Somit klärte ihn Josef freundlich auf, dass dies ein Schimpfname sei und dass er mit Familiennamen Buch heißen würde. Wenn ihm dies auf dem Hof des „Metze Philipp“ oder „Zackerplucks Josef“ passiert wäre, die hätten ihn durch das Hoftor geprügelt. Josef aber schenkte ihm das Ersatzteil, weil er ja ein armer Flüchtlingsbub sei und gab ihm noch exakte Reparaturanweisungen. So also reagierte Josef gegenüber anderen Weilbachern.

Josef war für uns Kinder von klein auf ein Begriff, weil er freundlich mit uns umging und immer für eine kleine Neckerei und einen Scherz Zeit hatte. Der angelernte Maurer arbeitete im Nebenerwerb als Totengräber und wenn er diesem Amte nachging, hatte er beim Zuschauern kleine Zuschauer, die ihm auch gerne helfen wollten, weil er ihnen dann zwei Groschen als Entlohnung gab. Die Mütter sahen dies überhaupt nicht gerne aber die 5 bis 8 jährigen ließen sich diesen Zeitvertreib nicht verbieten. Sie erzählten später noch als Erwachsene, dass er auch hier seine Späße mit den Kindern trieb. Wenn er einen zuschauerte, der ihm im Leben nicht gewogen war, sagte er den kleinen Helfern: „Des doo wor en biiese Kerl deem derft ihr die dicke Erdscholle uff`en Kopp werfe,“ was die lieben Kleinen auch taten. Beerdigte er aber einen guten Zeitgenossen sagte er: Doo unne der orme Deifel wor en guude Kerl, dem schette mer die waasch` Erd` uff de` Kopp!“ Diese Einstellung kam auch den Angehörigen zu Ohren und brachten dem „Schalksnarren“ manchen Ruffel ein, den er allerdings grinsend ignorierte.

Nachdem der Autor aus alten Fastnachtsprotokollen von einigen Jugendstreichern unseres Josef gehörte hatte, befragte er seinen Großvater Philipp Lang, der nur wenige Jahre älter als Josef war und erfuhr somit viele lustige Anekdoten von unserem „Weilbacher Eulenspiegel“.

Im Familienverband Buch hatten Johann und Peter 1869 einen mittleren Bauernhof und Philipp Buch ein kleineres Anwesen. Der lebhafteste Josef wuchs so im bäuerlichen Milieu auf und verzichtete aus eigener Faulheit und Desinteresse der Eltern auf die Schulbildung so, dass er weder Lesen noch Schreiben konnte. Damals war er einer unter Vielen und wurde deshalb nicht von seiner Umwelt diskriminiert. Er wurde in dem Einwohnerverzeichnis von 1936 als Maurer geführt und verdiente damit seinen Unterhalt. Er war jedoch im Dienstleistungsbereich flexibel, half auch gegen Entgelt in der Gemeinde mit und war als Helfer dem Katasterpersonal bei der Flurbereinigung als Hilfskraft zugeteilt. So erzählte Jakob Flach jun. wie er als 11jähriger frohgemut als letzter aus dem Schulhaus trat und Josef ihn herbeiwinkte. Er drückte dem Buben die Messlatte in die Hand, die er selber eigentlich zu halten hatte. Dann gab er dem Buben Anweisung nur ja gerade zu stehen und die Latte ganz ruhig zu halten. Anschließend ging er zum Theodoliten, schaute fachmännisch durch das Objektiv, korrigierte Jakob einige male und verschwand mit den Worten, nur nicht zu wackeln. Dann ging er grinsend zu den Landvermessern die im Freisitz der Schule ihre Mittagspause hielten.

Jakob erzählte dem Autoren: „Ei ich hab wunner gemeent wie wichtig ich wär` un`wie ich zehn Minutte ruhig doo gestorne hun, hawwe mer die Gelenke weh geduu un`so e` Schmaßmick iss mer alsfort um die Naas` gefloochte un`hot mich ganz narrisch gemorcht“. Gerade als klein Jakob die Latte wegschmeißen wollte, kam unser Spaßvogel um sein Opfer zu kontrollieren. Er lobte ihn „über`n grünen Klee“, rückte ihn abermals zurecht, erweckte den Schein über die Optik zu kontrollieren und verschwand wieder genüsslich vor sich hingrinsend bei den Geometern. Dem kleinen Jakob fiel nun zwar auf, dass vorbei gehende Erwachsene ein mildes Grinsen im Gesicht trugen, aber als ein alter Bauer die Bemerkung machte: „Na, hot Dich de` Glitsch aach droo griet,“ fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, dass man ihn gewaltig verarscht hatte. Er warf die Latte weit von sich, lief nach Hause und wurde noch beschimpft, weil er zu spät zum Essen erschien.

Großvaters Erzählungen waren aber noch weit lustiger: Der Jugendliche Josef soll es toll getrieben haben und wegen seiner vielen Streiche waren ihm einige Bauern nicht sehr gewogen. Da rissen sie nach einer Sauftour in Wicker die Bohnenstangen aus und dort warfen sie Heuböcke um, so wie wir dies später auch handhabten, nur

mit dem Unterschied, dass man Josef immer als den Urheber verdächtigte, was ihm viele Minuspunkte einbrachte. Bereits sehr früh interessierte er sich für Fahrräder und wenn der Alteisenjude Mojsche ein zerbrochenes Fahrrad auf seinem Wägelchen hatte, fand er bei Josef immer einen guten Abnehmer. Irgendwann soll Josef bereits sehr früh ein Rad besessen haben und weil er viel damit auf Achse war, fiel er dem alten Herrn Opel auf, der ihn in seinen „Fahrradrennstall“ aufnahm. Hier soll er bei den Trainingsfahrten sehr gut gewesen sein und als er bei einem solchen Anlass auf einem vereisten Straßenstück ausrutschte und stürzte, erzählte er in Weilbach er sei „ausgeglitscht.“ Dies war dann für seine, ihm nicht gewogenen Dorfgenossen, ein „gefundenes Fressen“ ihm den U- Namen „Glitsch“ zu geben, was ihm dann Grund genug gab dieselben kräftig zu veralbern.

So soll es dann geschehen sein, dass ein groß angekündigtes Radrennen stattfinden sollte bei dem die Rennfahrer, von Hattersheim kommend, durch Weilbach fuhren. Nachdem ihn einige missgünstige Bauern im Gasthaus gehänselt hatten: „Jaa doo müsst duu mitmache, doo wärst duu en` Kerl,“ meinte Josef gelassen: „Ei freilich doo kann ich aach mitmache!“ Und weil man ja definitiv wusste, dass er dem Rennstall bei Opel angehörte, war man tatsächlich der Meinung er gehöre zum Rennteam. Nun provozierten ihn die reichsten Bauern mit hohen Wettangeboten und sagten insgeheim: „Der wird de` letzte sei, der dorsch Weilbach fährt!“ Josef aber konterte und sagte überzeugend: „Ich foohr als irschter dorsch Weilbach,“ und weil ihm dies niemand zutraute, gingen sie hohe Wetten gegen seine Aussage ein, die Josef auch annahm.

Josef konnte nicht viel verlieren sondern nur gewinnen, weil das Häuschen noch den Eltern gehörte und er das Äckerchen, welches ihm der Großvater überschrieben hatte, bereits auf der Rennbahn in Niederrad verloren hatte. Er hatte dort auch oft gewonnen und wurde in den Fastnachtprotokollen um 1900 als „de` Buche Schoo wuu Geldmorn is`“ bezeichnet, aber irgendwann ist man auch bei den Verlierern und dann ist die Privatkasse schnell leer.

Am Tage des Rennens ging nun unser „Sportass“ im Opeldress und Opelrad mit großer Rennübersetzung zum Bahnhof Eddersheim und alle waren gespannt wo der Seppel liegen wird, wenn der „Rennerpulk“ gegen Mittag unser Dorf erreichen wird. Nun, unser Eulenspiegel lag zunächst einmal gut getarnt hinter einer Hecke am Wiesbadener Dreieck, wohl wissend, dass ihn heute keiner in diesem Feldbezirk sieht oder vermutet. Er döste in den blauweißen Himmel, schaute ab und zu auf seine Uhr und ging nochmals seinen Schlachtplan durch. Als er glaubte, nun müssten sie bald kommen, beobachtete er den Streckenabschnitt genauer und als er sicher war die Pulkspitze zu sehen, setzte er sich auf sein Opelrad und fuhr los. Tatsächlich also fuhr er als erster durch Weilbach, wie er gewettet hatte und als ihn der letzte seiner Kollegen hinter Wicker überholt hatte, suchte er sich wieder ein schattiges Plätzchen am Wickerbach um den Abend abzuwarten.

Als er dann des abends, vom Bahnhof kommend, in Weilbach einfuhr, winkten ihm die Leute freundlich zu und seine Stammkneipe war brechend voll mit Neugierigen und Wettpartnern. Als man ihn dann fragte: „Und, hoste de` irschte gemorcht“, erwiderte er: Naa, geesche die annern kann isch nit ookumme!“ Aber wie auch immer, er fuhr als erster durch Weilbach und das Wettgeld stand ihm zu. Er soll es auch sofort grinsend einkassiert haben und als nach einigen Tagen bekannt wurde, dass er offiziell überhaupt nicht mitgefahren war, konnte ihn keiner belangen, weil er ja nie behauptet hatte, dass er offizieller Teilnehmer war.

Viele Geschichten wurden über Josef noch erzählt aber eine sollte man nicht vergessen. Josef hatte von seinem Freund dem Juden, den gebrauchten Reit tress eines Herrenreiters erworben, der ihm sehr gut passte. Sein hageres, männliches Gesicht und die schlanke große Figur täuschten in diesem Tress dem Betrachter einen Herren von gehobenem Rang vor, dessen verkrüppeltes Ohr durch einen Säbelhieb zu Schaden kam. Eine Reitgerte in der Hand unterstrich seine Persönlichkeit und so fuhr er mit der Bahn auf die Rennbahn nach Niederrad. Nach dem Rennen pflegte er, lässig eine Zeitung unterm Arm geklemmt, auf der Frankfurter Zeil zu promenieren, wo er beim Dienstpersonal der Anlieger und auch bei den Damen der Gesellschaft aufsehen erregte. Dort soll er angeblich auch seine spätere Ehefrau kennen gelernt haben.

Nun konnte er ja mit seiner herrschaftlichen Erscheinung die fremden Menschen beeindrucken, solange er kein „Weilbacher- Platt“ redete und um die passive Bewunderung der Passanten ging es ihm ja wohl auch primär. Als er die Bewunderung der Damenwelt genügend strapaziert hatte, fuhr er mit dem Zug in der einfachen Touristenklasse nach Eddersheim. Um auch hier den einfachen Fahrgästen zu imponieren schlug er großspurig seine Zeitung auf und weil er weder Schreiben noch lesen konnte, bemerkte er nicht, dass dieselbe auf dem Kopf stand. Somit war eine darin abgebildete Dreschmaschine ebenfalls mit nach oben stehenden Rädern zu sehen, weshalb er bemerkte: „Da, schon widder e` Eisebahnunglück passiert!“ Die Leute lachten und glaubten einen Witzbold vor sich zu haben. Nur ein Weilbacher „Rotfabriker“ im Nebenabteil lachte nicht und erzählte die Geschichte in Weilbach. Die Weilbacher wiederum erzählen die Geschichte, herzlich lachend, noch 2007 weiter.

Fußball ist unser Leben

Die Weltumspannende Sitte gegen einen runden Lederball oder sich gegenseitig an die Schienbeine zu treten erwachte in Weilbach in den Jahren vor 1900 im örtlichen Turnverein als Unterabteilung. Der Zuspruch vieler Jungen Mitglieder und der Widerspruch alter Turner bewirkte die Gründung der Germania 08 im Jahre 1908. Man spielte bis 1952 auf 6, von Mitgliedern zur Verfügung gestellten, Ackerparzellen Fußball, weihte dann einen selbst planierten Platz in der Kiesgrube am Hofheimer Weg ein und zog 1999 auf den mit der Stadt erbauten Platz und das selbst erbaute Klubhaus an der L 3265 um.

Der Zuspruch entwickelte sich so, dass jeder der sich als „ein Kerl“ empfand, Fußball spielte. Es gab Familien, die nur für Fußball plädierten und andere Turnerfamilien wo eine Trennung sichtbar war, weil deren Familienmitglieder Fußball spielten. Die beiden Weltkriege glätteten die Trennungsstreitereien und die amerikanischen Besatzer bewirkten 1945 / 46 einen Zusammenschluss, der nur wenige Jahre anhielt. Seit jener „Neugründung“ erfuhr die Germania 08 einen großen Aufschwung.

Die Kinder und Jugendlichen kickten seit Kriegsende mit allem was sich fortbewegen lies. Blechbüchsen, Stoffbälle und ähnliches waren normale Medien und wenn jemand einen, mit unzähligen Flickstellen reparierten, Lederball hatte, war er der „Größte“. Diese Begeisterung bescherte dem Verein hervorragende Jugendmannschaften, die mehrfache Meistertitel einholten. Mit seinen aus Fußballerfamilien stammenden Freunden Hansgünter und Franz war Hermann nun immer bei dem Sportgeschehen dabei. Hansgünter war Spitzenspieler, Franz spielte gelegentlich und Hermann nie, weil ihm das unsachliche Geschrei einiger Mitspieler zuwider war. Da ihn das Spielgeschehen überhaupt nicht interessierte, beobachtete Hermann aus Langeweile die Zuschauer und wunderte sich über deren Emotionen. Belustigend stellte er Fest, dass ein Großteil der Zuschauer vor Begeisterung mit

kickten und Löcher in den Boden stießen. Kleine Löcher machten Josef Remsperger, genannt „Bäcker Hermann“, Johann Schäfer, genannt „Schäferhannesse Schuster“ und Johann Badeck, genannt „Badecks Hannes, die allerdings von Alois Fasel mit großem Abstand übertroffen wurden.

Jene Grimassen schneidenden, schreienden und gestikulierenden Zuschauer zogen dann nach dem Spiel mit der Mannschaft in das Vereinslokal „Zur Rose“ und dort ging dann die Post ab. Das kleine Lokal war Proppenvoll und die Gäste standen noch in Zweierreihen um die Theke herum. Hatte man verloren, dann wurde laut diskutiert und viel getrunken. Hatte man gewonnen, sangen die beiden Mannschaften ihre Fußballlieder, Runden wurden gegeben und man trank noch mehr. Einige Familien hatten im nachhinein sehr zu Leiden, weil sich ihre Oberhäupter über Gebühr „zugesoffen“, und die Familienkasse mit Rundenspenden ruiniert hatten. In diesem Milieu beobachtete Hermann wie sein, in der ersten Mannschaft spielender, 16 jähriger Schulkamerad mit der Ehefrau eines älteren Kameraden des öfteren verschwand und nach eins bis zwei Stunden wieder eintraf. Einmal hatten sie an der Theke den kinderreichen Helmut Beifuß, genannt „Stups,“ nach einem verlorenen Spiel so verscheißert, dass Helmut weinend schrie: „Ihr Aaschlöcher, ich mach meine Fraa noch sechs Buuwe un` mach e` eischen Mannschft uff!“ Jenes über viele Jahre währendes Gasthaus- milieu änderte sich in den 80iger Jahren zu sachlicherem Miteinander und die Germania ist 2007 der erfolgreichste Verein Weilbachs.

Diebstahl von Volksvermögen

Diese gesetzlich festgeschriebene Redewendung konnte vor einem Nationalsozialistischen Gericht das Todesurteil bedeuten. So wurde damals in vielen Fällen wegen „Schwarzschlachten“ das Todesurteil vollstreckt. In Weilbach wären damals viele Menschen um ihr Leben gekommen wenn jemand als Kläger aufgetreten wäre. Es gab aber kein Kläger, weil die bäuerlichen Parteimitglieder selber schwarz schlachteten und die armen Leute keine Möglichkeit hatten dem gleich zu tun. Der Bauer mit seinem rundum geschlossenem Hof, den großen Stallungen und Scheunen war es leicht möglich ein nicht angemeldetes Schwein zu züchten, zu halten und auch unbemerkt zu schlachten. Einmal brachte auch eine Schwarzschlachtung und die nachfolgende Angst vor Entdeckung einer parteiangehörigen Kleinbauernfamilie unendliches Leid. Der parteilich nicht als „vertrauenswürdig“ eingestufte Alois Hoffmann erzählte dem Autoren von einem anderen Fall, wo ihn der Ortsgruppenleiter auf seinen Hof zitierte um das Radio zu reparieren, damit man den verbotenen Feindsender abhören konnte. Laut Alois hatte der Bauer schwarz geschlachtet und seine Parteigenossen in gehobenen Positionen zum Schlachtfest eingeladen. Bei diesem Anlass wollte man auch gemeinsam dem Feindsender lauschen.

Nach dem Kriege wurde dieses Vergehen zwar nicht mehr mit dem Tode bestraft aber mit empfindlichen Geldstrafen geahndet und weil dies im Krieg so gut geklappt hatte, schlachtete jeder, der die Möglichkeit hatte, sein nicht angemeldetes Schwein. Der Autor denkt noch heute mit Abscheu an diesen Horror. Man spielte als Kind mit dem kleinen, lustigen und zutraulichen Schweinchen, welches einem nachlief wie ein Hündchen und später musste man als 11 jähriger mithelfen es mit der Axt zu erschlagen und mithören, wie die Schädelknochen zerbrachen. Wie es einen froh und vertrauensvoll anschaute wenn es aus dem Stall geführt wurde und dann die Angst in seinen Augen nachdem es gefesselt war. Man kann dieses Mitleid mit der

Kreatur und den Widerwillen gegen diese Arbeit kaum in Worten ausdrücken. Aber man musste mithelfen auch wenn man wochenlang Alpträume hatte, darauf nahm in jener Zeit kein Erwachsener Rücksicht. Wer hierbei als Kind keine guten Nerven hatte, der wurde eben Krank.

Karl Müller aus Hattersheim war verwandt mit dem Cousin meines Großvaters. Er erzählte wie es bei dem Schwarzschlachten bei „Brenners“ 1945 zuging. Philipps Ehefrau, die „Rote Marrie“ führte das Kommando und sagte tags zuvor dem Hilfspolizisten aus Flörsheim, den sie gut kannte: Also morsche lässt Du Dich in Weilbach nicht sehe, un` iwermorsche kannst du hier dei Päck`sche abhole!“ Somit konnte man in aller Ruhe im rundum geschlossenem Anwesen ungesehen seiner Arbeit nachgehen. Wenn nun wirklich jemand bei dem Polizisten eine Anzeige hätte machen wollen, hätte der einfach keine Zeit gehabt der Anzeige nach zu gehen und ein Tag später gab es keine Spuren mehr. Es machte aber keiner eine Anzeige, weil sie allesamt die gleichen Übertretungen begingen. Johann Hart erzählte später er hätte damals auch geschlachtet und Brenner hätte bei ihm das Schlachtzeug geholt und öffentlich sichtbar in sein Anwesen gebracht. Dabei hatte Johann den Philipp gebeten den Fleischbeschauer nochmals zu ihm zu schicken. Da dieser nie kam, lies Johann seine Nichte, die in der Verwaltung arbeitete, in die Hausschlachtliste schauen aber der Philipp war dort nicht eingetragen. Johann erzählte später diese Geschichte, weil er sich über soviel Dreistigkeit wunderte.

Kastendenken

So wie es teilweise heute noch in Indien ist, so war dies auch im alten Europa. Jedes Lebewesen auf dieser Erde empfindet sich als Mittelpunkt und nur der Mensch mit seinem „Denkvermögen“ ist in der Lage sich vorzustellen, dass er ja nur ein winziges Staubkorn in der gigantischen Wüste des Universums ist. Leider hatten nur wenige Menschen diese Vorstellung und so geschah es, dass sich über Tausende von Jahren Kaiser und Könige als „göttlichen Mittelpunkt, Stellvertreter Gottes oder von Gott beamtet empfanden“. Da nun fast alle Menschen diesem Trugschluss unterlagen, glaubte auch der Weilbacher Bürger bis in das 20 Jahrhundert hinein, dass er wertvoller sei als die anderen Zeitgenossen. Somit hatten dann in vergangener Zeit die reichsten Bauern ihren festen Stammplatz in der Kirche und in dem Gasthaus sortierte man sich auch zu: „Arm bei arm“ und „Leit bei Leit“ aus.

Diese schwachsinnige Selbstüberschätzung war noch um 1950 zu beobachten. Wehe dem nicht Befugten, der sich an den Tisch der angesehensten Bauern setzte, den wies man laut und trivial zurück und bedrohte ihn noch obendrein. Auch durfte man als junger Mensch diese „alten Kloben“ an ihrem Stammtisch nicht ansprechen oder befragen, weil dies die gleiche Reaktion ausgelöst hätte. Selbst als ehemaliges Familienmitglied, welches aus Fremdverschulden verarmte, verlor man seinen ehemaligen Status in der Dorfgemeinschaft. Diese Unsitte zog sich durch alle Bevölkerungsschichten und drückte sich sogar bei kleinen Altersunterschieden aus. Wenn ein wenig Jüngerer bei dem Älteren eine Aussage machte, sagte dieser erst einmal: „Was waast dann duu, du host doch gar koo Ohnung!“

Dieses Kastendenken bekamen die ersten Erntehelfer um 1850 brutal zu spüren. Sie wurden als „noch weniger“ eingeschätzt als die ortsansässigen Knechte und Letztere glaubten die Neuankömmlinge ihrerseits diskriminieren zu können und nannten sie „Fulder“, auch wenn sie nicht aus dem „Fuldaer Land“ kamen. Dabei blieb es nicht aus, dass man einheimischen Provokateuren kräftig auf das Maul schlug und wenn in dem Gasthaus eine Massenschlägerei entbrannte, bekamen auch die reichen

Bauern ihr Fett ab. Diese Diskriminierung der Neubürger hielt auch in abgeschwächter Form an, als diese längst gutes Geld in der Industrie verdienten und in Weilbach ein Haus errichtet hatten. Diese gerade mal ansässig gewordenen „Fulder“ nannten nun ihrerseits den Neuankömmling ebenfalls Fulder und wer aus einer Mischehe zwischen Einheimischen und Neubürgern geboren wurde war ein „gepfropfter Fulder“! Vor der Ankunft unserer Heimatvertriebenen 1945 bestanden die Weilbacher Bürgerschaft zu 80% aus gepfropften Fuldern, weil die kerngesunden Menschen aus dem Umland später auch bei den Bauern als Ehepartner geschätzt wurden.

Bei Ankunft der Heimatvertriebenen war das Kastendenken noch ein klein wenig spürbar, doch gab es noch immer in den Schulklassen „Clübchen“ mit sozialem Hintergrund, die von den Erziehern übersehen wurden. Dem Autoren gefielen solche diskriminierenden Ausgrenzungen überhaupt nicht und als er 1982 mit seiner Schulkameradin Alma die Jahrgangsorganisation übernahm, machte er zur Bedingung, dass jeder Jahrgangskamerad (in) gleich behandelt, und keine Clübchenbildung geduldet wird. Diese Maßnahme beflügelte ehemals „Ausgegrenzte“ zu allergrößter Mitarbeit im Jahrgangsgeschehen und es war eine große Freude für die Organisatoren diese Eintracht erleben zu dürfen. Vielleicht wird dieser Gedanke auch in unseren Schulen irgendwann gelehrt.

Kirchentrennung vom Altbrauchtum

Als sich unsere Christenkirche ausbaute, konnte sie in Germanien nur Fuß fassen indem sie das Altbrauchtum vorläufig duldete. Später versuchten sie heidnische Feste zu Christianisieren. Die Wintersonnenwende wurde zur Weihnacht, die Verkleidungen der Rauhnächte zur Fastnacht, Die Freudenfeuer der Tag- und Nachtgleiche zum Osterfeuer und das Fest der Brunnengötter zum Pfingstfest. So übernahmen sie alle heidnischen Feste ohne dass es ihnen gelang dieses heidnische Brauchtum total auszurotten.

In Weilbach lebte besonders die von den Germanen gepflegte Verehrung der Heilpflanzen bis um 1970 fort (siehe Kirche und Werzwich). Im ausklingenden 20sten Jh. nutzte die Kirche das abnehmende Interesse des Volkes aus, die Weihe der Kräuter auszusetzen. Solche Aussetzer mögen über die zwei Jahrtausende öfter vorgekommen sein, doch das Altbrauchtum wurde immer wieder aufgegriffen und wiederbelebt. So auch die Renaissance der Kräutersuche und Weihe in einigen Taunusdörfern von denen die Lokalpresse um 2006 berichtete. Auch in Weilbach wurde der Autor von einigen Personen angesprochen, die diese Dinge noch oder wieder pflegen und nur der Pfarrer verweigerte bisher die Mitarbeit.

Eine breite Wiederbelebung erfährt zur Zeit das Osterfeuer, welches von den Christen als Ersatz für das germanische Freudenfeuer bei der Tag - und Nachtgleiche zur Begrüßung der Sonne veranstaltet wurde. Bis um 1970 wurde vor der Kirche ein Feuer entfacht in dem man den Teufel verbrannte. Bei dieser Zeremonie wurde ein großer Kübel Wasser geweiht von dem die Gläubigen das Weihwasser in großen Kannen und Flaschen nachhause trugen und wenn es knapp wurde, lies der Küster nachfüllen, denn wie auch bei der Weihe von Wasser zu Wein blieb die Flüssigkeit 100 %ig konstant. Zuhause bildete das Wasser eine große moralische Hilfe bei der Bewältigung des Alltages. Man besprengte damit Haus, Stall, Scheune, Vieh und Feld, goss es in das Futter von krankem Vieh und wenn nötig auch in die Getränke der Menschen. In der Wohnung hing ein Schälchen an der Wand in welches man die Fingerspitzen tauchte und das Kreuzzeichen machte und wenn jemand gestorben war, stand ein Schälchen bereit in dem ein Asparaguszweig lag,

mit dem man Sarg und Grab segnete. Im Winter zerplatzten oft die Weihwasserflaschen in der kalten Kammer, weil Väterchen Frost keinen Respekt vor unserem Glauben hat, was allerdings nicht tragisch war. Man tauchte einfach den Asparaguszweig in der Kirche in das große Becken, tauchte es Zuhause in frisches Wasser und hatte wieder seinen Vorrat. Auch dieses Brauchtum ist zur Zeit wieder im Kommen.

Die Bittprozessionen, welche die heidnischen Bittprozessionen durch ihre Felder und Haine ersetzte, wurden bis um 1980 auch in Weilbach noch ausgeführt. Hierbei wurden die Felder gesegnet damit sie fruchtbar sind und böse Mächte gebannt werden. Da nun Grenzbäume und Sträucher von den Segnungen nicht erfasst wurden, boten sie sich als Raststätten für ruhlose Seelen, Geister und allerlei Teufelsgesindel an. Um dieses zu verhindern mussten sie extra gesegnet werden wenn sich die Leute belästigt fühlten. Eine solche Grenzpappel stand an der Bad-Weilbacher Platanenallee südlich der B 519. Um sie hat so mancher alte Weilbacher einen Bogen, gemacht weil der Feldgeist „Katzelück“ angeblich dort sein Hauptquartier hatte (siehe Bd. 5 „Erzählungen aus dem neuen Weilbach“). Bei genauem Hinsehen wird also klar, dass sich auch in Weilbach 2007 die Kirche nicht ganz vom alten Heidenbrauchtum gelöst hat.

Inzest und Euthanasie

Es wurde oft erzählt, früher habe es in den Taunusdörfern und auch in Weilbach viele geistig Behinderte infolge Inzest gegeben. Nach Überprüfung dieser Aussage trifft dies für Weilbach nicht zu. Zwar gab es auch Fälle wo sich Cousin und Cousine ehelichten, doch hatten deren Kinder keine sichtbare Behinderung.

So gab es den Ludwig Press, genannt „Loui“, der am Schulterblatt einen Höker hatte, kleinwüchsig und nicht besonders klug war. Sein Gebrechen resultierte aber aus der Kinderlähmung. Wenn wir ihn fragten: „Loui wie alt bist de` dann“ antwortete er: „Ei suu aalt wie de` „Lembeschorsch“ und wenn wir weiter fragten: „Wie alt ist dann de` „Lembeschorsch“ kam die Antwort: „Ei suu aal wie ich!“ Ludwig wurde etwa 60 Jahre alt und leistete immer landwirtschaftliche Arbeit.

Bei einem Mann mit gleichem Gebrechen war in der Familie kein Inzest gegeben. Ein weiterer Mann namens Johann Müller, genannt „Frohne Schoo“ hatte einen Chemieunfall in der Rotfabrik und glaubte anschließend er sei ein Pferd. Er schnaubte, wieherte und scharrte mit den Füßen wie es Pferde so tun. Sein Vater machte ihm einen Zugriemen, setzte sich in den Bollerwagen und lies sich von Johann unter Schnauben und Gewieher auf seine Äcker fahren. Auch Johann half seinem Vater bei der Feldarbeit und war ansonsten friedfertig.

Drei Frauen verhielten sich ab ihrer Pubertät sonderbar und blieben ledig, verdienten aber ihren Lebensunterhalt selber. Einige bösartige Weilbacher sagten hierzu: „Ei die hawwe en` Rammel iwwegangel!“ Heute werden solche Fälle medikamentös geheilt. Die Ausnahme bildete eine Tochter von Schreinermeister Schäfer, die bereits mit mongoloiden Merkmalen geboren wurde. Diese sieben Fälle verteilten sich auf zwei Generationen bei etwa 1600 Einwohnern und sind gegenüber der Behindertenquote des Jahres 2007 nicht besonders auffällig. Schließlich hatte man damals noch nicht die medizinischen Mittel wie dies heute der Fall ist.

Die männliche Ausnahme bildete des „Leichers- Karlche,“ der allerdings nicht aus Weilbach sondern aus Flörsheim stammte. Der kleinwüchsige, schielende Karl arbeitete bei dem Bauer Adam Leicher und galt als ungefährlich. Als Karl zu dem Pflichtjahrmädchen Ottilie sagte: „Hun ´e Hadde“ und auf ihren Leib deutend, „hoo Hinne haus homme“ sagte, wurde dies von den Leichers verschwiegen sonst wäre er

vielleicht in die Euthanasie gekommen. Jene Bemerkung „Ich habe einen Harten, da Kindchen raus kommen“ hätte man bei den Nazis als Gefährdung verstanden. Die Tatsache also, dass keiner der Weilbacher Behinderten durch die Euthanasie getötet wurde, lässt folgende Schlüsse zu. Wenn ein Behinderter nicht ausdrücklich von seinen Angehörigen als „gefährlich oder Anstaltsbedürftig“ gemeldet wurde, dann wurde er auch nicht getötet. Folglich waren viele Angehörigen jener Naziopfer nicht ganz so unschuldig wie sie später taten. Die schuldfreien Ausnahmen waren lediglich jene ganz schlimmen Fälle, die nur in der Anstalt existieren konnten.

Zu Leichers- Karlchen sei noch bemerkt, dass er gewissen Leuten hörig war und alles tat was sie von ihm verlangten. Als Alfons Flügel 1949 in der Jahnstraße des Nachts niedergeschlagen wurde und einen schweren Schädelbruch davon trug, erzählte ein Zeuge der Familie des Opfers, dass er Karlchen mit Anderen dort gesehen hatte. Später sagte Seppel Burkhard dem Autoren, dass der Täter nicht schuldig und von anderen „angestiftet“ war. Jene Anstifter wären bei dem Tod des Opfers nur wenig belangt worden. Das Tatmotiv war Alfonses Freundin an der auch ein Bauernjunge interessiert war.

Panzerfaust gegen Feldhüter

Als die letzten deutschen Soldaten Ende März von Hofheim kommend durch Weilbach zogen um den Endsieg in Trebur einzuleiten, entledigten sie sich am Kiesgrubenrand von leichten Infanteriewaffen. So fanden die Buben in den hohen Stauten der Eberraute und der Unkräuter Karabiner, MG- Ketten und eine Panzerfaust. Helmuth, Adolf, Artur, Georg und Hermann nahmen dort im Juni jene scharfe Panzerfaust und spielten daran herum. Sie wurde von Hand zu Hand weitergereicht und Jeder klappte die Zieleinrichtung auf und nieder und spielte an den diversen Hebeln herum. Nur an den mit roter Marke gezeichneten Abzugshebel traute sich keiner heran.

Sebastian Dienst, einer der Kippenschützen, stand an dem nördlichen Grubenrand und wartete auf das Müllfahrzeug, welches den Kantinenmüll vom Erbenheimer Flughafen brachte. Hier versorgten er und sein Kollege Adam Wenzel sich mit dem täglichen Tabak aus dem sie ihre Zigaretten drehten, indem sie die Kippen aufsammelten und aus dem Müll kratzten. Für sie war dies täglich der wichtigste Termin für den sie ihre eigentliche Feldhüterarbeit vernachlässigten. Sebastian, den wir im Krieg „Verdunklungspeter“ nannten, weil er die Bürger zum Verdunkeln ihrer Fenster anhalten musste, kannte seine Vögelchen, die in der Grube laut, fröhlich und unschuldig mit ihrem neu erworbenen Kinderspielzeug hantierten. Er rief ihnen zu das Spielzeug wegzuwerfen aber sie lachten nur und richteten die Panzerabwehrrakete auf ihn und als er immer lauter schrie wälzten sie sich lachend auf dem Boden und Helmut hielt immer noch das Rohr auf ihn gerichtet. Sein Geschrei wurde immer lauter und heiserer und die Buben waren unschlüssig welches Spielchen sie weiterspielen sollten, den Abzugshebel betätigen oder das Gerät vorsichtig ablegen.

Nun ergab sich aber wieder eine völlig neue Situation, weil Adam Wenzel langsam und behäbig den Feldweg am östlichen Grubenrand hochfuhr. Er muss sich wohl über den Eiertanz seines Kippenkollegen gewundert haben und legte etwas an Tempo zu. Mittlerweile hatte Adolf die Waffe übernommen, während Sebastian dem Adam die Situation händeringend erklärte. Nun fing dieser an zu rufen und zu fucheln, während sie dabei waren den Sprengkopf abzunehmen, was aber nicht funktionierte, weil er entweder durch die Entsicherung nicht ab ging oder klemmte. Sie hatten sich nämlich mittlerweile geeinigt das Rohr ohne den Kopf abzufeuern,

einmal um die beiden „Zabbeller dort droben“ zu erschrecken und zum anderen wieder einmal einen richtigen Knall zu hören. Die Unruhe der beiden Kippenstecher steigerte sich nun noch einmal zu einem ungeheuren Veitstanz, wobei sie schriegen und Schimpften, in die Luft sprangen und die Arme hoch warfen, Wie man später erfuhr, sahen sie nämlich auf der Wiesbadener Straße das Müllauto anrollen und erst als sie wie von Sinnen in diese Richtung deuteten, fiel bei den lieben Kleinen der Groschen: „Meensch des Müllaudoos kimmt“ Helmut sagte nun zu seinem Bruder Adolf: „Werf des Ding ford ders nix passiert, eewe scheine die Ammies se´ kumme.“ Und dann war`s passiert! Adolf hatte das Spielzeug auf den entsicherten Abzugshebel geworfen. Es knallte, zischte, brodelte und eine gigantische Flamme zersengte das hohe Unkraut auf der Rohrseite. Auf der Kopfseite aber turtelte und hüpfte der flammengetriebene Sprengkopf in Richtung der beiden Tänzer, die sich umgehend zu Boden warfen. Die Panzerfaust bohrte sich in den Sand und explodierte ohne dass eine riesige Sand- und Steinfontäne zum Himmel stieg. Die Amerikaner wunderten sich ihre Kunden von weitem auf dem Boden liegend zu sehen und die Buben waren lange damit beschäftigt kleine Brandkügelchen aus den Beinen zu picken.

Lorenz und die Dreschmaschine

Lorenz Flach war der Cousin des Philipp Lang, dessen Enkel diese Geschichte aufzeichnete. Er war der Jüngste von 8 Kindern und lebte noch immer bei seiner Mutter Elisabeth, genannt „Flachebaas“. Nach seiner Schlosserlehre heiratete er die reiche Wirtstochter Elisabeth Kraus aus Flörsheim in der Hoffnung mit ihrer Mitgift gut leben zu können. Da nun die Sandgruben seines Vaters Philipp an ältere Brüder vererbt wurden, Lorenz nicht der Fleißigste und die Mitgift bald verbraucht war, ging auch die Ehe auseinander. Fortan regulierte Lorenz seinen Hormonspiegel bei allen „willigen Weibern“ im Umland und war Hausfreund bei einer Weilbacher Familie, wo er mithalf einen vierten Sohn zu zeugen. Jedenfalls behaupteten dies die Zeitgenossen zumal der Sohn in Bewegungsablauf, Körpersprache, Gemüt und Sprache ganz seinem Vater glich. Die Bürger sagten: „Des is` geschisse un` gekotzt de` Flachelornz.“ Solange seine Mutter Elisabeth lebte, wurde er gut gepflegt und nach ihrem Tod 1950 ging es mit Lorenz bergab.

Er führte ab und zu Schlosserarbeiten für Bürger und Gemeinde aus und wusste die Rechnungen über die Wortwahl seiner Gebrauchsteile zu vergrößern indem er eine Sechskantschraube als „Wasserpumpengestängeschraube“ deklarierte. Hermann Lixenfeld und Freund Franz Hart nannten ab dato ihren Großonkel nur noch die „Wasserpumpengestängeschraube.“ Nun besaß Lorenz noch eine alte Dreschmaschine, die nur Geld einbrachte wenn man fleißig mit ihr arbeitete, was dem Lebenskünstler aber nicht zusagte. So also verkaufte er sie 1943 an den Okrifteler Wilhelm Kranz für gutes Geld in Bar und weil man den Maschinenführer Kranz wegen leichter Systemkritik als „Umerziehungsmaßnahme“ zur Waffen-SS einzog, stand die Maschine bis 1945 in dessen Scheune.

Lorenz teilte sich den Erlös gut ein und lebte zusammen mit seinem Gelegenheitsverdienst recht zufrieden bis das Kriegsende mit seiner Hungerszeit kam. Wilhelm Kranz und seiner Familie ging es zur gleichen Zeit ganz schlecht. Er hatte in Budapest beim Abwehrkampf gegen die Russen beide Füße erfroren und wurde kurz vor Kriegsende ungeheilt aus dem Lazarett, ohne gültige Papiere wegen Betten und Medikamentenmangel, nach Hause geschickt. Er humpelte auf einem krummen Astknüppel nach Hause und bekam zwei Jahre kein Geld weil er bei der SS war. Seine Ehefrau Anna brachte die vierköpfige Familie mit ihren Ersparnissen und ihren Garterträgen mühsam durch. Wilhelm Kranz aber konnte anhand seiner schweren

Verwundung, um die sich kein Arzt kümmerte, die Dreschmaschine nicht für die Erntezeit bereitstellen und so erschien unser lieber Lorenz im Juli mit dem Hilfspolizisten Thomas bei der Familie Kranz, legte einen Beschlagnahmungsbescheid vom Militärkommandanten vor und nahm die Maschine gleich mit. Bei den Amerikanern brauchte man damals nur anzugeben: „Der war Nazi oder SS- Mann“ und dann bekam man alle Verfügungen.

Der Gute Lorenz versicherte seine gestohlene Maschine nun gut, benutzte sie drei Jahre und als die Reparaturen immer häufiger wurden brannte sie plötzlich nach der Währungsreform ab. Den Minimalpreis der Maschine aber hatte der Gauner drei Tage vor der Währungsreform unter Zeugen an Willi Kranz übergeben, der das wertlose Geld nicht annehmen wollte, jedoch musste.

Als nun auch diese Großeinnahme aufgebraucht war, erzählte der Enkel seines Bruders (Brenner), Günter Medenbach dem Autoren: Immer wenn mir e` Hinkel geschlacht` hatte` , kam aach de` „Lorenzonkel.“ Oma Marie (Rote Marie) hätte dann etwas Fleisch an den Knochen belassen und Lorenz hätte dann alles, mit samt den Knochen, aufgeessen.

Die Bauernhochzeit, Modell Hunsrück

Die Familie Schleidt gehörten im 19 Jahrhundert zu den vermögsten Bauern. So erbte Jakob an der Hauptstraße eine Hofraite, die bis an die alte Wehrmauer reichte und Lorenz erbaute sich, genau gegenüber, an der Außenseite der Mauer einen groszügigen Bauernhof. Während Jakob genügsam seine Äcker mit traditionellen Zugpferden bewirtschaftete, führte der Pferdenarr Lorenz ein feuriges Rappengespann, welches zur Felderwirtschaft nicht besonders taugte. Lorenz hatte zwei Söhne. Klemens lernte Sattler und Tapezierer, fiel aber noch 1945 als Infanterist in Kleingorschitz. Otto arbeitete als Bahnassistent bei der Bahn und von den beiden Töchtern war eine in Hochheim verheiratet.

Durch die groszügige Hofhaltung geriet Lorenz in die Schuldenfalle und als das Erbhofgesetz nach Kriegsende außer Kraft war, rückten ihm seine Gläubiger auf den Pelz. Da er nun seine einzige Rettung darin sah die noch im Haushalt lebende Tochter Apolonia, genannt Loni, gut zu verheiraten, geriet er über Heiratsanzeigen an einen Bauernsohn namens Sodi aus dem Hunsrück. Sodi wusste von Anfang an was er wollte und verlangte vor der Heirat eine Über- schreibung aller Werte an Loni. Als Lorenz seinen angehenden Schwiegersohn in Eddersheim von der Bahn abholte fragte der unterwegs: „Host` Überschrupp?“ und als dieser verneinte, lies er sich geradewegs zurück zur Bahn fahren und meinte Kurz angebunden: „wenn de` Überschrupp hoost, kumm eich werre!“

Nach der Überschreibung begann mit der Hochzeit eine Tragödie. Lorenz war bei Sodi geringer eingestuft als ein Knecht und hatte nichts mehr zu sagen. Mit dem Ausspruch. „Ich mach mer mei Knecht` selber,“ musste Loni ständig Kinder austragen, versorgen und die gesamte Hausarbeit machen. Gemäß ihren Aussagen an Freunde stillte er seinen Trieb an ihr ohne Vorbereitung oder Zärtlichkeit wie es ihm gerade passte und sie kam sich vor wie ein „Zuchtschwein welches nur ständig zu funktionieren hätte.“ Die Kinder wurden auch nicht geschont und mussten sehr früh mit anpacken. Nach wenigen Jahren war Loni seelisch und organisch so krank und hatte offene Beine, dass die Landwirtschaftshelferin Lucia ihr zu Hilfe kam. Lucia wickelte ihre Beine, Kümmerte sich mit um die Kinder, den Haushalt sowie die Landwirtschaft und war sehr gut zu Loni.

Nun muss man aber dem Grobian Sodi bescheinigen, dass er selber eine gigantische Arbeitsleistung vollbrachte. Er hatte sich am neuesten Schleppermodell

Stangen mit Scheinwerfern montiert und bearbeitete auch bei Dunkelheit seine Felder. Mit diesen Leistungen hatte er in wenigen Jahren die Schulden abgesenkt und schrieb schwarze Zahlen. Lorenz war nach wenigen Jahren aus Kummer und Gram gestorben und wollte mit seinem Pferdewagen zum Friedhof gefahren werden, was Sodi strickt verweigerte. Die Bauern beurteilten seine Arbeit und die Zeugungsfolge mit: „Je müder de` Mann, desdo härter die Stang“ und verurteilten auch im Übrigen seine Rücksichtslosigkeit und Härte mit verhaltenen Vorwürfen. Er schlug grob zurück, indem er auf einer Bauernversammlung die gesamte Bauernschaft als „dumme Bauern“ beschimpfte.

Nachdem Loni am Herd zusammen brach und bald starb, heiratete er Lucia und hatte auch mit ihr noch ein Kind. Viele Dorfbauern und Arbeiter aber, bezeichneten ihn nur noch als Decksack, Tyrann oder „ungehobelten Saustallpfosten.“ Nun wurde es Zeit für den „Hinterwäldler“ aus Weilbach zu verschwinden. Er verkaufte alles an die katholische Kirche und verzog in den Hunsrück. Ein alter Weilbacher meinte: „Vor 100 Jahr hätte mer den doot gehaache un in de` Schienkaut verscharrt!“

Haushalte im Wandel der Zeit

. Wie die Bürger in den letzten 5 Generationen ihren Hausstand aufbauten und den Haushalt führten wird für zukünftige Generationen nicht uninteressant sein.

Meine Großmutter erzählte mir von ihrer Kinderzeit, dass ihre Elterngeneration um 1870 nur selten Schränke besaßen sondern, dass Textilien vorwiegend in Truhen eingelagert waren. In der Küche gab es für das ohnehin grobe Geschirr Wandregale und offene Schränke die mit einem Tuch sichtgeschützt waren. Mann nannte diese offenen Schränke, auch „Bänkel“. Schöpfkellen und Küchen- gerät, bisweilen auch Töpfe waren an einem Wandbrett übersichtlich aufgehängt. Haushaltsführung und Ernährung waren in etwa wie in der nächsten Generation geschildert. Sie lebten aber auch noch viel von Weizen - und Haferbrei und hatten sehr wenig Brandmaterial zur Verfügung. Wenige hatten einen Abtritt auch „Abee, Radel oder Scheißhaus“ genannt auf dem Hof über dem Mist oder gingen noch zur Notdurft an den Mist.

Als die Großeltern 1903 ihren Haushalt gründeten, konnten sie von ihrem Ersparnen fürs erste zwei schmale Küchenschränke und ein Bett mit Kleiderschrank anschaffen. Zwei Bänkel, Tisch und eine Sitzbank nebst Stühlen fertigte Omas Bruder an, der Schreiner war. Sie bewohnten Großvaters Elternhäuschen in der „Schlupfgasse“. Es war ein kleines Gebäude mit Gewölbekeller und kleiner Stallung. Eltern und die vier Kinder lebten zu 80% von eigenproduzierten Lebensmitteln. Diese Armut stellte an die Hausfrau allergrößte Forderungen. Kinder versorgen, kochen, Haus reinigen, Felder und Garten bewirtschaften, Kleinvieh versorgen und Textilien von Hand waschen füllten die Zeit von morgens früh bis abends spät aus.

Was man zum Essen auf den Tisch bringen wollte musste also zuerst einmal produziert werden. Alsdann benötigte man viel Zeit und Fantasie um etwas Abwechslung im Speiseplan zu haben. Im Sommer hatte man ja viel Möglichkeiten aus dem vollen Gartenanbau zu schöpfen und um im Winter auch Abwechslung zu haben musste man die Naturalien präparieren. So wurden, Bohnen, Gurken, Weißkraut, und anderes in Salzlaugen eingelegt. Früchte wie Zwetschgen, Mirabellen, Pfirsiche oder Apfelschnitze wurden getrocknet und im Winter als Kompott serviert. Zwetschgen - und Birnenkonfitüre wurden gekocht und in irdenen Gefäßen mit Folie abgespannt gelagert. Wenn man ein solches Gebinde im Winter öffnete musste man zuerst eine dicke Lage Schimmelpils abtragen. Einen wesentlichen Beitrag zum Küchenezettel lieferten getrocknete Erbsen, Bohnen, Linsen und Graupen, ein Mühlenprodukt aus Gerste und Weizenkörnern, die man in Spezialmühlen vom eigenen Produkt aufbereiten lies. Sämtliche Kohlarten sowie

gelbe Rüben und andere Wurzelgemüse wurde im Keller in Erde eingeschlagen und so bis zum Frühjahr essbar gehalten. Kartoffeln, Äpfel und Birnen lagerten sich in den kühlen, erdfeuchten Kellern bis Frühjahr und Sommer. Als Frischfleisch hatte man das ganze Jahr über Hühnerfleisch, Hauskaninchen, Tauben, Enten und Gänse. Schwein und Ziege waren nur bei der Schlachtung als Frischfleisch zu genießen, weil sie anschließend zu hartgeräucherter Dauerwurst, Schinken oder Dörrfleisch verarbeitet wurden und über viele Monate die Fleischrationen stellten. Wenn man nun bedenkt, dass alle diese Dinge von der Hausfrau fast alleine bewältigt wurden, dann wird man verstehen, dass ein Arbeitstag von mindesten 12 bis 14 Stunden die Regel war. Ich persönlich sah Oma nur am Sonntag, nach dem Geschirr spülen, in guten Kleidern ihre Freundinnen besuchen.

Zu den etwa 20% Lebensmittel die Oma im Laden kaufte, gehörten neben anderen, Salz, Pfeffer, Muskat, Kümmel, Zimt, Gries, Reis, Zucker, Mehl und Brot. Und trotzdem kochte Oma so gut, dass wir Enkel noch heute, nach 70 Lebensjahren, von Omas Kochkunst schwärmen. Obwohl Großvater als Maschinist in der „Rotfabrik“ mit seiner Schichtarbeit gut verdiente, half er in seiner Freizeit bei den Bauern aus. Somit stand ihm auch immer ein Gespann nebst Gerät zur Verfügung womit er seine eigenen Äcker bebaute. Nur mit dieser Megaleistung beiderseits war es ihnen möglich 1927 ein großes 2 Familienhaus nebst Nebenerwerbsstallung zu bauen, welches sie später mit zwei ihrer Kinder teilten. Nach diesem Neubau hatten die Großeltern endlich soviel Wohnraum zur Verfügung, dass sie ihre Wohnungseinrichtung ergänzen, einen freistehenden Herd erwerben und ein zeitgemäßes Wohnzimmer „die guut Stubb“ einrichten konnten. Um ihr schönes Haus mit Abort und Wasserspülung wurden sie von vielen Kleinbauern beneidet. Auch ihre Waschküche mit Kessel und Walkmaschine bedeutete für Oma eine riesige Erleichterung. Der Verkauf zweier Felder, ihr Ersparnis und eine mittlere Hypothek finanzierten den Hausbau. Nach ca. 15 Jahren waren sie Schuldenfrei.

Meine Eltern hatten es 1934 bereits wesentlich leichter. Sie bekamen vom Staat ein sogenanntes „Haushaltsdarlehen“ was in kleinen Raten bei geringen Zinsen zurückgezahlt wurde. Mutter hatte eine „Hauswirtschaftsschule absolviert und Vater Arbeitete als Hausmeister in der Landesfrauenschule Bad Weilbach. Um mit ihrem Einkommen auszukommen, zogen sie ähnlich wie Oma, ca. 40 % ihrer Lebenserhaltungskosten auf Pachtland selber. Die Wohnungsmiete für Zimmer und Küche waren gering. In und nach dem zweiten Weltkrieg änderte sich dieser Lebensstil erheblich. Es wurden mehr Eigenprodukte angebaut: Kleinvieh deckte den Frischfleischbedarf und Ziegen sowie Schwein deckten wie bei Oma den Langzeitbedarf. Bei der Schlachtung war allerdings ein großer Fortschritt gegeben, weil man Wurst und Fleisch in Büchsen und Gläsern konservieren konnte. Die Hausübernahme der Eltern und die Auszahlung an die Geschwister leitete in den 50iger Jahren einen Stillstand ein, doch wurde in den Folgejahren ein Wohnzimmer, Kühlschrank und Waschmaschine angeschafft. Erst dann wurden das Radio ausgetauscht, neue Fahrräder gekauft, ein Fernsehgerät zugelegt und sich minimaler Luxus gegönnt. Wenn man Omas Tagesleistung mit 100% annimmt, dann arbeitete Mutter im Mittelschnitt noch etwa 60% und erfuhr bereits wesentlich mehr Selbstverwirklichung. Für einen ausgedehnten Urlaub aber reichte es nie.

Ich, Hermann hatte es 1957 noch wesentlich leichter als meine Eltern einen eigenen Hausstand zu gründen obwohl ich zu jener Zeit ein Maschinenbaustudium über Abendkurse absolvierte. Wir gingen ja beide arbeiten und so kaufte Inge Küche, Zubehör sowie Wäsche und ich Schlaf- und Wohnzimmer. Mit unserem Motorrad waren wir mobil und hatten uns bereits mehrere Campingurlaube geleistet. Die Finanzierung dieser Lebensweise war für mich allerdings nur über einen

14 Studententag zu erbringen und bescherte mir ein chronisches Magenleiden. Wie ich neben Beruf, Studium und Familie noch Schwarzarbeit verrichten konnte ist mir heute ein Rätsel aber es ging und nur mein Magen zwang mich zu Pausen, die ich hin und wieder als „Rehakur“ wahr nahm.

Als unser Sohn Michael 1959 geboren war, hatten wir trotz allem ein paar Mark gespart, dass es für einen Kühlschrank reichte. Über Barzahlung und Prozente holte ich das Gerät mit einem Kollegen in einer Beiwagenmaschine ab. Nun meinte Vater: „Wir Bauen noch 5 m an unser Haus an, dann habt ihr alle Platz,“

und somit kamen wir in Eigenhilfe zu einem Wohnzimmer in dem allerdings nur Kautsch, Sessel, Tisch und Vitrine standen. Man muss wohl nicht besonders betonen, dass an Samstagen und an Sonntagen voll durchgearbeitet wurde um das Arbeitspensum zu bewältigen. Das Erfolgserlebnis zu sehen, dass es ständig mit dem Wohlstand aufwärts ging, weckte ungemein starke Leistungskräfte in der gesamten Nachkriegsgeneration.

Einen weiteren großen Auftrieb brachte dann 1960 die erste Stelle als Techniker in einer Armaturen und Apparatebauproduktion. Hier erwarb man das erste Auto und fuhr mit Frau und Kind in den ersten Auslandsurlaub. Obwohl die Arbeit in der Konstruktion den ganzen Mann forderte, betrieb man immer noch Nebenerwerb um den Standart zu erreichen, den Freunde und Bekannte, die kein Abendstudium absolviert hatten, bereits erreicht hatten. Nur so konnten in den Folgejahren Wachautomat, Musikschrank, Fernseher, und Tonbandgerät erworben werden. Ein zweites Kind, Kinderzimmer und Speicherausbau waren die nächsten Stationen und erst als man als Technischer- Leiter mehr Gehalt bekam, konnte man den Nebenerwerb einschränken.

Inge versorgte in jener Zeit die Kinder und kochte noch zu etwa 60% so, wie die Elterngeneration. Der Einkommensanteil für Ernährung betrug 1950 =50%, 1980 = 16,7%, und 2006 ca. 10%. Wir bauten selber überhaupt keine Gartenprodukte mehr an, hatten demzufolge keine eigenen Gartenerträge zur Verfügung, die unbedingt verbraucht werden mussten. Wir aßen mehr Fleisch, weniger Beilage und zuweilen auch einmal einen Suppeneintopf aus der Dose. Nachdem Tierhaltung, Gartenarbeit und Textilienwaschung entfallen war und die Maschinen die Hausarbeit enorm erleichterten, verlagerten die Hausfrauen mehr Arbeitsleistung auf die Pflege ihrer größeren Wohnung. Einen Teil der gewonnenen Freizeit musste Inge für die Lernhilfe ihrer Kinder aufwenden, die in meiner Kinderzeit überhaupt nicht erfolgte. Wenn man hier wieder Großmutter's Tagesleistung von 100% zum Vergleich nehmen würde, dann käme Inge für die reine Hausarbeitsleistung vielleicht auf 40%. Diese Zahl würde sich allerdings erhöhen wenn man die Lernhilfen und Nährarbeiten für die Kinder, die Pflegearbeit an der Elterngeneration und die Wartung der Enkelgeneration berücksichtigt.

Eine wesentliche Wendemarke in unserem Haushalt bedeutete mein Eintritt in die „Hoechst AG“ als Anlagenplaner im 38sten Lebensjahr. Nun erst reichte das Gehalt aus und der Nebenverdienst konnte entfallen. Dafür erarbeitete ich jedem meiner Kinder ein eigenes Haus auf Inges Elternimmobilie, dessen Realisierung sich bis zum heutigen Tag erstreckte. Parallel hierzu wertete ich meine Notizen über Weilbach aus und brachte die Weilbacher Ereignisse zu Papier. Im letzten Jahrzehnt zwingt uns die Gesundheit unseren Speiseplan nochmals radikal umzustellen.

Die Haushaltsgründung unserer Kinder ab 1994 zu schildern benötigt wenig Platz. Pias Haus wurde von uns hergerichtet und die Wohnung eingerichtet. Im Vergleich zu Oma wendet Pia für reine Hausarbeit und Kochen ca. 20% ihrer Zeit auf, weil sie sehr viel Fertiggerichte konsumieren. Dafür geht sie nach zwei Scheidungen als

„Alleinerziehende“ täglich arbeiten. Ihre beiden Söhne waren schon früh in der Lage sich selber eine Mahlzeit zuzubereiten. Fertig- und Halbfertiggerichte liegen in dieser Generation fast überall im Trend. Nun, da die Buben erwachsen sind, geht Pia ihren Musikhobbys nach. Michael hat Betriebswirtschaft studiert, ist unverheiratet und lebt im eigenen Haus in . Der allgemeine Lebensstandard hat um 1990 den Kulminationspunkt überschritten.

Fortan werden alle Geschichten von meinem Blickpunkt aus erzählt!

Standardstreiche der Dorfjugend vor 1960

Das Verhältnis von Kindern und Jugendlichen gegenüber der Erwachsenen ist weltweit etwas angespannt und man spricht oft vom „Generationsproblem“. In Weilbach drückte sich dieses Verhalten auch im 19ten Jh. mit vielen Jugendstreichen gegen Erwachsene aus. Birnenschälen, Apfelschälen, Zwetschgenkerne, Stallmist oder Exkremete vor der Türe des unbeliebten Zeitgenossen zu deponieren waren die häufigsten Streiche. Schmähesang, Katzenstimmen und Hundegebell vor den Fenstern zu veranstalten gehörte zum erweiterten Repertoire. In verfeinerter Bösartigkeit brachte man einen Sauger an Fensterscheibe oder Laden an, band eine Schnur daran und zupfte an der Schnur oder rieb mit Kolophonium an derselben. Solche Gemeinheiten waren im Hausinneren sehr unangenehm zu hören und geistergläubige Zeitgenossen glaubten der Teufel persönlich treibe sein Spielchen mit ihnen.

Einige der oben aufgeführten Gemeinheiten gehörten auch im 20sten Jahrhundert zu den Jugendspielchen. Darüber hinaus war das Aushängen von Klappläden, Gartentoren und Hoftoren sehr beliebt. Wenn es dann noch gelang diese Objekte so zu vertauschen, dass es auf den ersten Blick nicht auffiel, dann war dies ein richtiges Erfolgserlebnis. Dorfbewohner, die mehrfach damit konfrontiert wurden, waren selbstverständlich verärgert darüber und ließen dies auch die Jugendlichen deutlich merken, indem sie zum Pfarrer oder Lehrer gingen um die Verursacher bestrafen zu lassen. Leider benannten sie sehr oft dabei die Falschen, denen man dann die Finger blau schlug oder den Arsch versohlte. Die so unschuldig bestrafte wollten sich selbstverständlich rächen und so eskalierten diese Streiche zu einer unendlichen Geschichte emotionsgeladener Attacken.

So geschah es, dass im Jahre 1949 im Hause Johann Müller, genannt „Frohne-Schoo,“ in der Mainzer Strasse das Hoftor ausgehängt und an anderer Stelle deponiert wurde. Der Hausbesitzer hörte einige Tage später einige Buben vor seinem Hause disputieren und glaubte die Übeltäter vor sich zu haben. Er prügelte wortlos auf sie ein und weil sich die Geschundenen unschuldig empfanden, bewarfen sie ihrerseits den Mann mit Steinen. Johann ging dann am nächsten Tag zur Schule und beschuldigte in seinem heiligen Zorn Buben, die überhaupt nichts mit der Sache zu tun hatten und weil der Lehrer die Namen der ausgedeuteten und „Benannten“ kannte, machte Müller eine Anzeige. Ich hatte auch das Glück eine Vorladung zum Hochheimer Gericht zu erhalten und da man mir versicherte: „Wenn du doo nit hie gehst, wers de geholt“ fuhr ich mit dem Fahrrad nach Hochheim und traf dort meinen gesamten Bekanntenkreis an. Nach lautem Begrüßungspalaver riss ein unsympathischer mieser Zeitgenosse die Bürotür auf und schrie auf mich ein, weil ich gerade so günstig an der Tür stand, und dies war unser Richter. Er bat uns nicht sondern er schrie uns in sein Zimmer und führte mit hochrotem Kopf einen einseitigen Dialog. Wir versuchten ihm zu erklären, dass wir alle zu dieser Zeit zu Hause waren, weshalb er mit Zeugenvorladung der Eltern drohte. Dann fragte er,

„wer der Lixenfeld sei,“ beschimpfte mich und fuchtelte mit einer Geldstrafforderung herum und weil ich fragte ob ich dies gleich bezahlen soll, geriet er völlig aus dem Häuschen. Meine unschuldige Bemerkung: „Wie kann mer nur soo en` Mensch zum Richter mache,“ gab ihm dann den Rest, dass er uns mit sich überschlagender Stimme hinaus schrie. Nachdem wir uns bei Müllers gerächt hatten, verdächtigte dieser wieder andere. Und so hatte die Dorfjugend über viele Jahre ihren Zeitvertreib.

Schlossepisoden

1998 Organisierte der Glockenverein seinen dritten „Babeloowend“ auf welchem Bosko, Graf Wolf Metternich über Burg und Schloss referieren sollte. Es hatten sich auch reichlich Zuhörer eingefunden, die gespannt waren was Bosko über sein Anwesen zu berichten weiß. Er hatte sein Referat vorwiegend auf Bildmaterial aufgebaut welches er über einen geliehenen Overheadprojektor projizieren wollte. Aber wie dies nun mal so ist gab die Lampe gleich zu Anfang ihren Geist auf und es war trotz größter Bemühungen kein Ersatz aufzutreiben. Da seine mündlichen Erklärungen schnell abgegeben waren, verwies er auf den anwesenden Peter Dommermuth, der bei Übernahme des Hofgutes durch seinen Vater Michael, Graf Wolf Metternich als Vorarbeiter fungierte und dem nicht agrarkundigen Grafen eine große Hilfe war.

Peter Dommermuth, genannt „Pitt“, hatte sich durch seinen Witz und Humor in Weilbach einen „guten Namen“ gemacht und war sofort bereit aus der Schule zu Plaudern. Als erstes stellte er zur größten Heiterkeit der Anwesenden fest, dass er dem Lausbuben Bosko einmal kräftig den Hintern versohlt hatte ohne dass der Graf Senior dagegen opponierte, weil es das Bübchen ehrlich verdient hatte. Für seinen zweiten Streich allerdings bekam Peter vom Grafen verhalten Kritik zu hören. Peter saß wie so oft am Stammtisch in der Rose als der Wirt von Problemen mit seinem Kelterobst redete, welches zwischen Diedenbergen und Weilbach zu transportieren sei. Pitt meinte großspurig, dies könne man jetzt sofort bei Dunkelheit um 23 Uhr erledigen und nahm einige Stammtischfreunde mit auf das Hofgut. Es galt nämlich den sehr lauten „Lanz- Buldogg“ erst einmal aus dem Hofgut zu schieben und ein Anhänger nachzuholen, damit der Graf nichts von der Aktion mitbekam. Der Graf hatte jedoch etwas gehört und die Dinge still- schweigend beobachtet. Als sie sich morgens Früh zur Arbeitsbesprechung trafen, klopfte Metternich seinem Vormann jovial auf die Schulter und meinte: „Also wenn sie wieder meine Geräte für einen Freundschaftsdienst benötigen, dann fragen sie mich doch erst und dann können sie dies bei Tageslicht erledigen“.

Bei dem Jauche Abpumpen gab es auch große Schwierigkeiten, weil man bei Schalter und Absicherung des Pumpenmotors, infolge Wackelkontakt, mit einem Hammer nachhelfen musste. Als diese Hilfsschaltung nicht Funktionierte, ging Pitt drei Schritte zurück um weitere Maßnahmen zu überlegen und kam unter dem Rohrauslauf zu stehen. Sein ihm nicht immer wohl gesonnener Kollege nahm dies Chance wahr und schlug kräftig gegen den Schalter so, dass die Pumpe ihre Tätigkeit aufnahm und Pitt mit einem kräftigen Schwall Jauche beglückte. Am nächsten Tag stand der Kollege sehr günstig an der offenen Grube. Nun nutzte Pitt seine Chance und warf einen großen Stein in die Jauche, die den Kollegen von oben bis unten trapierte und die Gelenke seiner Beinprothese blockierte. „Dies waren damals Naturspiele unter Freunden“.

Ein übles Malheur passierte damals dem selbständigen Maurer Philipp Moos. Nachdem sich die Gräfliche Familie abgemeldet hatte, wollte Philipp deren Abwesenheit nutzen notwendige Reparaturen in der Jauchgrube des Wohnhauses auszuführen. Als Philipp im Untergrund arbeitete, kam die Familie unerwartet früher nach Hause und der Graf, der ein großes Bedürfnis verspürte, eilte sofort zum Örtchen ohne an seinen Maurer zu denken. So geschah es denn, dass Philipp den „gräflichen Segen“ auf Mütze und Schulter bekam. Er soll diesen Schock genutzt haben um in Rente zu gehen.

Führerscheinkameradschaft

Es war am „Buß und Bettag“ 1952 wo wir in der Rose um die Theke standen und nicht so recht wussten was wir anfangen sollten als Werner Theiss den Finger hob und den Vorschlag machte eine Kameradschaft 1935 / 36 zu gründen. Solche Zusammenschlüsse von 16 und 17jährigen Jugendlichen gehörten damals zum Dorfleben, weil man sich auf die Zeit als „Kerbeburschen“ vorbereitete. Als 18jähriger war man mit seinem Jahrgang nicht nur Mittelpunkt zur Kirchweihe sondern man trat auch in diesem Jahr seine Wehrpflicht an. Da man nun für diese „Kerbeburschenzeit“ ein gewisses Grundkapital benötigte, wurde dies in der Gemeinschaftskasse einer Kameradschaft angespart.

Man entschloss sich einstimmig zu diesem Schritt und traf sich einmal im Monat in einem Nebenraum des Gastzimmers wo jeder seine Sparrate bei dem Kassierer abgab. Ein Dauerthema jener Zeit war der Erwerb eines Führerscheines und der Kauf eines Motorrades. Somit war das Anfangsthema eines jeden Kameradschaftstreffens festgelegt indem man Verkehrszeichen erläuterte und Vorfahrtsregeln auf den Bierdeckel malte. Nach dem dritten Apfelwein verspürte man zunehmend Lust zum singen und erlernte so auch die Texte der „Kerbelieder“, wobei man auch nicht abgeneigt war schmutzige Zoten zu interpretieren. Dabei musste die Kehle allerdings feucht gehalten werden, weshalb man dem Getränk fleißig zusprach. Nun hätten wir ja niemals gewusst dass wir genug hatten, wenn uns Walter Singer nicht zu Hilfe gekommen wäre. Walter war ein ruhiger und friedlicher Kamerad, der zufrieden grinsend unseren Enthusiasmus beobachtete und im Grunde nicht mehr trank als jeder von uns. Durch sein gemütliches, passives Verhalten aber bewirkte wohl der Alkohol eine gewisse Müdigkeit, die sich dadurch bemerkbar machte, dass er auf seiner Bank hin und her wankte und die Augen verdrehte. Diese Schwäche machten wir uns zu Nutze in dem wir sagten: „Wenn de` Walder vun de` Bank fällt giie mer Hoom!“ So geschah es dann immer, dass wir den alkoholisierten und schlaftrunkenen Kameraden nach Hause schleiften und uns die Schelte seiner Mutter einhandelten. Wenn uns dann noch der Alkohol bis zu den Ohren stand, gingen wir singend zum Schwefelbrunnen, kotzten uns unterwegs aus und füllten uns den Bauch bis zum Knorbel mit Schwefelwasser.

So trug es sich zu, dass wir am 9.6.1953 mit der Kameradschaft einen Busausflug machten bei dem wir reichlich im Alkohol badeten. Allen Teilnehmern war bekannt, dass ich am nächsten Morgen um 8 Uhr einen Prüfungstermin für meinen Führerschein wahrzunehmen hatte. Als wir abends um 22 Uhr aus dem Bus stiegen hatte ich auch fest vor nach Hause zu gehen. Man überzeugte mich jedoch gemeinsam noch einige Vorfahrtsregeln auf dem Bierdeckel zu erörtern und plötzlich dar es ein Uhr früh. Die ganze Bande freute sich riesig und verabschiedete mich mit den besten Wünschen. Als ich dann mit Brummschädel und runden Füßen durch die frische Nachtluft wandelte, dachte ich bei mir: Na ja, dass wird morgen wohl

schwierig werden aber bei der theoretischen Gesellen- prüfung kamst du ja auch erst früh um drei heim“.

Dann saß man 6 Stunden später mit gemischten Gefühlen im Landratsamt und wurde mit Anderen in das Prüfungszimmer gerufen. Nachdem zwei Prüflinge mit „Ach und Wehe“ die Autos auf der Magnettafel über die Kreuzung schoben, versagte ein Dritter total. Da sagte der Prüfer zu mir: „Zeigen sie mal, wie man das richtig macht“! Ich schob „auf gut Glück“ die Vehikel über die Kreuzung und hatte meinen Führerschein. Mutter stellte Zuhause lakonisch fest: „den Seinen gibt's der Herr im Schlaf“!

Politik und Anstand

Nachdem ich bereits als junger Mensch die politische Szene beobachtet hatte viel mir auf, dass es vielen Politiker an Anstand mangelte. Meine ersten Eindrücke wurden geprägt durch die Zustände und Belästigungen der Weilbacher Bürgerschaft durch den Kiesabbau, die rigorose Verdrängung der Raststätten „Wandersmann“ und „Alter Schimmel“ durch den Kreis- und Landespolitiker Weis und die späteren Finanzskandale Straus, Kohl, Kanter, Koch. Ich hätte mir 1955 niemals vorstellen können, dass in einem „sogenannten Rechtsstaat“ solche eskalierende Delikte an Untreue, Steuerhinterziehung, Bestechung, Anlagenbe- trug und Konkursbetrug über Milliarden Grenzen durch Unternehmerschaft und Politiker stattfinden könnten.

Was geschah also nach meiner Sicht in Weilbach? Als man um 1950 immer mehr von einer Ausbauplanung der B54 hörte (spätere A66), gab es bereits zwei Raststätten im Weilbacher Grenzbereich. Die eine nannte sich „Zum Wandersmann“ und befand sich etwa 150 Meter von dem heutigen Wandersmannendenkmal in der Wallauer Gemarkung. Dem alten, kleinen Häuschen nach zu urteilen dürfte sie vor 1900 erbaut worden sein und wurde weniger von Autos aber um so mehr von Radfahrern als Ausflugslokal genutzt. Ich erinnere mich noch gut an die Limonade, die man mir dort kaufte und sah immer sehr viele Radfahrer im Gartenlokal und auf der Straße.

Die zweite Raststätte wurde um 1948 eingerichtet und nannte sich „Zum Alten Schimmel“. Sie befand sich genau dort wo heute die Straßenmeisterei in der Gemarkung Diedenbergen steht, Ecke A 66 / Weilbacherstraße. Bereits zum Planungsbeginn des Ausbaues zum „Rhein- Main- Schnellweg“ stand unmissverständlich fest, dass die beiden bestehenden Raststätten entfernt werden, weil Kreis- bzw. Landtagsabgeordneter Heinerich Weiß an dem Wiesbadener Dreieck, heute Mainzer Dreieck, auf der Weilbacher Gemarkung selber eine große Raststätte errichten wollte. Die alten Raststättenbetreiber wehrten sich vergeblich gegen ihre Vertreibung durch Heinerich Weiß und ich hörte unmögliche Anschuldigungen des Betreibers „Zum alten Schimmel“ gegen den SPD- Abgeordneten.

Jener H. Weiß war ein Parteifreund meines Großvaters, der als Kassierer von ihm manches mal gebracht oder abgeholt wurde um in Hofheim bei einer Parteiversammlung anwesend zu sein. Der Opelwerkstattbesitzer machte mir nicht den Eindruck eines „Halsabschneiders“ aber was man von ihm so redete waren nun mal keine Schmeicheleien. In der Politik galt halt damals wie heute: „Gibst du mir, helf` ich dir, möglichst gleich, so wer`n wir reich“! Jene gegenseitige Vorteilnahme war um 1950 bereits offensichtlich wie wir aus den nachfolgenden Geschichten erfahren werden. Die unerträglichen Zustände im Weilbach der 50er bis 80er Jahre waren nur möglich, weil die Landespolitiker diese Zustände duldeten, unterstützten und manchmal erzwangen, weil Freunde, Verwandte oder sie selber zu den

Nutznießern zählten. Auf ihre Eigenlobhymnen im Wahlkampf zitierte man in Weilbach: „Je mehr Politik mit Worten prahlt, desto schlechter sie mit Taten zahlt“. Oder: „Wer viel redet, lügt viel“, und wenn es dringend erforderlich wurde den Weilbachern in ihrer Notlage zu helfen, diese Hilfe aber von den Parteien, trotz Nennung der Verursacher ausblieb, sagte man: „Eine Krähe hackt keiner anderen die Augen aus“! Die größte Verarschung durch Politiker erfuhren wir jedoch erst in den Jahren 1990 bis 2008.

Die Kiesmafia

Als Mafia bezeichnet man eine Organisation, die sich über alle gesellschaftliche Regeln hinwegsetzt um ihre Gewinne erzielen zu können. Da die Kiesabbauunternehmen in der Weilbacher Gemarkung genau so rücksichtslos agierten, wurden sie von der Weilbacher Bürgerschaft so bezeichnet.

Sand und Kies wurde auch im Weilbach des letzten Jahrtausend immer benötigt. Sei es zur Wegebefestigung, Wohnungsbodenbestreuung oder Füllmaterial zum Mauermörtel. Da nun Weilbach auf den alten Mainterrassen liegt, konnte man das Material im Ortsbereich und nächstem Umland mühelos beschaffen. Die erste professionelle Grube wird erst 1701 beurkundet, weil drei Arbeiter dort zu Tode kamen. 1792 weist dann das Gemeindeurkundenbuch eine Familie Flach aus, deren Nachkommen bis 1954 Sand abbauten ohne die Bevölkerung zu belästigen. Nach dem ersten Weltkrieg handelte dann Fritz Ziegler der Familie Flach ein Grundstück am Nierengraben, der heutigen Weiherstraße, ab mit dem Vorwand „Stachelbeeren zu pflanzen“. Tatsächlich aber machte er der Familie Konkurrenz indem er Kies und Sand abbaute. Mit seinem Betrieb kamen die ersten Beschwerden in das ruhige Weilbach, weil er sein Material mit schweren Lastwagen in das weite Umfeld fahren lies. Den Kiesabbau ab 1933 für die Autobahn durch Fa. Holzmann berührte Weilbach nicht, weil das Material über Feldbahnanlagen direkt von den Gruben zur Baustelle befördert wurde. Das große Leiden der Weilbacher Bevölkerung begann erst 1945, als Ziegler immer mehr Material in die Umlandstädte zum Wiederaufbau lieferte. Zum Alptraum aber wurde der Verkehr erst als um 1949 die Fa. Stark einen Großbetrieb mit modernen Maschinen und eigenem Transportsystem eröffnete. Die moderne Betontechnik arbeitete nun nur noch über genaue Sieblinien und benötigte für ihre Betongüte gewaschenen Sand, den Stark über Waschanlagen lieferte.

Das noch immer mit hohem Lehm- und Feinsandanteil verunreinigte Waschwasser lief nun, während der Fahrt durch Weilbach auf die Straßen weil man das Material direkt von der Waschanlage auf das Transportmittel lud. Somit sammelte sich in kurzer Zeit auf den Straßenrändern und Bürgersteigen eine bis zu 5 cm hohe Schmutzschicht an, die bei Trockenwetter staubte und bei Feuchtwetter von den Anwohnern nur mit Gummistiefeln überwunden werden konnte. Die schweren Kieslaster, die sich begegneten, fuhren im Akkord und dachten überhaupt nicht daran ihre Geschwindigkeit zu drosseln, weshalb die schweren Doppelreifen die Pampe bis in den ersten Stock der anliegenden Gebäude spritzten. Die Gemeinde war vom Personal her nicht in der Lage den Schmutz zu entfernen und die Fa. Stark lehnte eine ständige Sauberhaltung der Trassen ab. Somit versuchte es die Gemeindeführung über Beschwerden und Eingaben bei Kreis- und Landesbehörden, die nur Vertröstungen aber keine Abhilfen bewirkten. Man musste den Eindruck gewinnen, dass die Politiker bei wiederholten Versprechungen dachten: „Was interessiert mich mein Geschwätz von Gestern!“ Nachdem selbst Klagen vor Gericht

keinen Erfolg einbrachten, war für die Weilbacher Bürgerschaft klar, dass Behörden und Politiker sich darüber einig waren dieses Material für den schnellen Wiederaufbau dringend zu benötigen und den Bürgern deshalb übergebürliche Belastungen zumuteten. Darüber hinaus wusste man aber auch, dass viele der „Verantwortlichen“ über ihr Amt, Familie oder Freundeskreis von diesen Geschäften direkt oder indirekt profitierten. „Große Lobby, großer Betrug“, sagte man lakonisch in Weilbach.

Wer aber nun dachte eine Steigerung der Zustände sei nicht möglich, musste sich wundern als die Firmen Diefenhard, Hocheder, Müller und Friedemann weitere Kiesgruben eröffneten und der Schwerlastverkehr in der Raunheimerstraße völlig unerträglich wurde. Diese Unmöglichkeiten führten dann auch ab 1956 zu unüberhörbaren Bürgerprotesten und Demonstrationen, die obwohl der 5jährige Sohn von Paul Schulte am 21.3. 1958 von Akkordfahrern tot gefahren wurde zu keinen Hilfsmaßnahmen der Behörden führten. Fachkundige Bürger wunderten sich dann warum Weilbach 1959 keinen „Bauleitplan“, gemäß Hessischem Aufbaugesetz, erhielt und vermuteten Zusammenhänge mit der gegenwärtigen Weilbacher Stresssituation, die durch jene verantwortlichen Behörden und Politiker „gedeckt“ werden sollte.

Wäre der nötige Druck durch die oberen Behörden ausgeübt worden, dann hätte man die Straßenverschmutzung von einem zum anderen Tag abstellen können. Man hätte nur den gewaschenen Sand einige Zeit zwischenlagern brauchen. Diese Maßnahme hätte nur einen Frontlader nebst Fahrer mehr gefordert. Aber auch die Verkehrsbelastung hätte man mit wenigen Mitteln beseitigen können indem man, wie es um 1970 geschah, den sogenannten „Flakweg“ befestigte und den gesamten Kiesverkehr am Dorf vorbei auf die A 66 leitete. Diese Maßnahme wurde erst über eine Parteigründung (Freie Wähler) realisiert.

Ein ganz übles Spiel trieben die Kiesunternehmer Fa. Stark an der Spitze mit den gemeindeeigenen Wirtschaftswegen. Sie baggerten in der etwa 20 Meter tiefen Grube in Richtung Wirtschaftsweg bis dieser hinunterstürzte und oft noch ein Stück Ackerland mitriss. Manche Bauern konnten somit nicht mehr ihr Feld beackern und mussten verkaufen obwohl sie eigentlich zu diesem Zeitpunkt gar nicht verkaufen wollten. Wie mir der damalige Bürgermeister Walter Schmengler mehrfach erzählte führte die Gemeinde mehrere Prozesse in Sache „Wegeklaue“ die alle zu Ungunsten der Gemeinde entschieden wurden. Hier entschied eindeutig wer die besten Beziehungen in der Politik und gute Rechtsanwälte hatte. Die alten Weilbacher sagten hierzu: „Wenn alle klaue, is` es schwer den Gauner zu krie“ und meinten noch: „Gemeingut ist koo Alleingut.“

Der damalige Bürgermeister erzählte mir in mehreren Gesprächen, dass er diesen Zustand immer wieder zum Wohle der Bürger ändern wollte, jedoch ohne den Gemeinderat und dessen Vorsitzenden Willi Remsperger machtlos war. Willi hatte mehr Macht und konnte mehr bewegen als ich als Bürgermeister sagte er mir mehrfach: „Nur ich hatte der Öffentlichkeit gegenüber die Verantwortung zu übernehmen und musste dafür gerade stehen wenn der Gemeinderat gegen meine Pläne stimmte.“ Gerade Stark beschenkte oft den Rat, seinen Vorsitzenden und auch den Bürgermeister. Der aber gab diese Dinge immer weiter an soziale Einrichtungen. Am schlimmsten, meinte Walter, war mir immer wenn wir uns alle einig waren und die Mehrheit beim Abstimmen umfielen. Und gerade gegen die Kieslobby hätten wir bei totaler Einigkeit mehr erreichen können. Wenn ich alleine zu Stark kam und eine Abänderung verlangte, lachte der nur und meinte: „Ich pisse immer noch weiter, wie du spucken kannst“. Als Walter ihm ein schriftliches Verbot

brachte nur noch über den Flakweg Kies abzufahren, lachte er ihn nur aus und meinte: „Ich fahre jetzt nach Wiesbaden und morgen fahren wir wieder durch das Dorf“.

Immerhin meinte Walter abschließend; Stark bezahlte wenigstens seine Steuern pünktlich und beglich auch seine Landkäufe korrekt, was man von der Hocheder GmbH nicht sagen konnte. Hier blieben einige Zahlungen im GmbH- Dickicht hängen und zwar sowohl bei den Steuerabgaben als auch bei den Landkäufen.

Müll oder Gülle

Seit alters her war es in Weilbach üblich, dass man die Gülle aus der Tierhaltung und menschlichen Fäkalien auf die Ackerflächen verteilte, weil der Phosphor- und Schwefelanteil dieser Substanz dem Pflanzenwuchs dienlich war und ist. Hatte man zu viel von diesem „Stinkadores,“ pumpte man sie auch bisweilen auf die Dorfstraße, wo sie in dem Straßenrinnstein zum Bach hin floss. Dies geschah immer bei Regenwetter und bescherte den Einwohnern ein unnachahmliches Dufterlebnis aus frischem Regen, vermischt mit Kohlenwasserstoff, den man in unserer einfachen Sprache als „Scheiße oder Puddel“ benannte.

Diese Düngmethode hatte zwei Varianten: Die Indirekte, bei der man die Gülle, genannt „Puddel“, auf die abgeernteten Felder verteilte und die direkte, die man als „Kopfdüngung“ bezeichnete. Besonders der Nebenerwerbsgärtner wendete diese Kopfdüngung bei kleinen Salat- und Gemüsesetzlingen an, die dann später zu ungemein kräftigen, großen und zarten Endprodukten heranreiften.

So trug es sich zu, dass mein Vater mit seinen Salatköpfen, eine von niemandem erreichte, gute Qualität erzielte, die von einem Ehepaar aus der Nachbarschaft immer gerne gekauft wurden. Sie schwärmten immer wieder von den zarten, saftigen Blättern und dem ungemein guten Geschmack seiner Produkte und fragten immer wieder: „wie machen sie das bloß, so ein gutes Gemüse bekommen wir nirgendwo anders als bei ihnen“. Vater antwortete immer stolz: „Na ja, des iss halt Koppgedingt“ und alle waren hoch zufrieden. An einem grauen Regentag schöpfte Vater wieder einmal die Jauchgrube in sein Fässchen auf dem Bollerwagen und zog das Gefährt mit breitem Strahl über sein frisch gepflanztes Gemüse. Plötzlich stand das Ehepaar am Ackerrand und die Frau fragte: „Ei Herr L. was machen sie denn da“? Und Vater gab zur Antwort, er sei beim Kopfdüngen. Die arme Frau wurde bleich und grün im Gesicht, ihr Mann zog sie mit sanfter Gewalt vom Ort ihres Entsetzens hinweg und sie kauften niemals mehr von dem guten „Kopfgedüngten.“ Die armen Leute kamen aus der Stadt und hatten keine Ahnung von den Techniken auf dem Lande. Die Dörfler aber nutzten diese Methode bis die Jauchegruben von der Kanalisation abgelöst wurden. Von der Hygiene her gesehen gab es hier niemals Bedenken, weil das zweiblättrige Salatpflänzchen in seiner langen Wachstumsphase von Regen und Sonne absolut gereinigt wurde.

Für unsere Bauern war es deshalb unverständlich als nach dem Bau der Brunnenlinie im alten Mainarm der gesamte Feldbezirk vor den Brunnen für Jauchedüngung gesperrt wurde. Von der Wasserschutzbehörde bestellten Kontrolleure überwachten die Einhaltung der Anordnung und bestrafte jeden Zuwiderhandelnden. Nun versorgte man den Boden mit Kunstdüngern und stellte später fest, dass die zuviel gestreuten Nitrate das Wasser mehr belasteten als die Gülle. Damit aber nicht genug hob man die riesigen Kiesgruben aus und ließ sie bis 1980 wenig- bis unkontrolliert verfüllen. Ich sah bei meinen Trainingsläufen und Spatziergängen in dieser Gegend immer wieder morgens Fässer mit farbigen Salzen und stinkender Erde an den wilden Deponien, die spät abends bei Dunkelheit

angeliefert wurden. Diese Logik verstand ich nicht. Da verbietet man dem Bauern seine Gülle auszubringen und hier kippt man das blanke Gift direkt 20 Meter tief in den Grundwasserbereich. Schließlich wurde mir klar, dass die Kiesmafia bei den Behörden und in der Politik einen weit größeren Einfluss ausübte als die Wasserwirtschaftsbehörde.

Diese Konsequenz beschäftigte mich über Jahre bis ich mich entschloss dies zu tun was die Behörde und Politik sträflicherweise versäumte, nämlich die Verfüllungen wenigstens annähernd aufzuzeichnen. Dabei dachte ich aber nicht daran die Umwelt zu schützen, weil der Begriff „Umweltschutz“ überhaupt nicht populär war und auch die heutigen Umweltschützer noch tief und fest in ihren Höhlen schliefen. Mir ging es mehr darum der Weilbacher Nachkommenschaft zu Überliefern was hier mit ihrem Land geschehen war. Hätte ich gewusst, dass sich die Umweltbewegung so drastisch entwickelt, dann hätte ich wesentlich genauere Aufzeichnungen angefertigt, was ja nicht allzu viel Mehrarbeit bedeutet hätte. Da ja die Ortsbehörde taub war für erfolgte Anzeigen und wir auch bei den oberen Behörden gegen geschlossene Türen rannten, war ich der Meinung, dass eine annähernde Beschreibung so wie ich sie anfertigte ausreichend sei. Zumal man ja auch schließlich von den ehemaligen „Güllesheriffs“ nichts mehr hörte.

Der damalige Leiter des Katasteramtes Höchst war von der Idee begeistert und stellte mir sofort einen Gemarkungsplan 1: 5.000 zur Verfügung, in den ich alle Beobachtungen maßstäblich eintragen konnte. Die Grubenränder konnten nun mit sehr großer Genauigkeit eingetragen werden ohne viel zu Messen, doch die grubeninneren Strukturen mussten mit einer 5 Meter langen Dachlatte annähernd eingemessen werden. Die ungenauesten Eintragungen aber waren dann die deponierten Stoffe, denn es war für eine Person unmöglich alles korrekt auszumessen. Die Lagen der stinkenden Erdmassen, die der Raupenschieber alle zwei bis drei Tage hinunter schob oder die aufgeplatzten Salzfässer und anderes konnte man nur schätzungsweise einzeichnen. Nachdem man mir bei den Ausmessungen kopfschüttelnd zusah und zynisch fragte ob ich wohl Öl suche, erledigte ich solche Arbeiten nur noch sonntags morgens früh. Dabei sah mich der alte Stark, der mich fürchterlich beschimpfte und mir Prügel androhte. Da er mit seinen Gehilfen sonntags Reparaturarbeiten ausführte und auch meist seine großen Hunde mitführte, durfte man ihm gegenüber „keinen Rand riskieren“. Aus seinem Geschrei entnahm ich, dass er befürchtete ich wolle seinen Betrieb ausspionieren. Aber nicht nur Stark verwies mich aus seinen Gruben, auch die Anderen taten desgleichen. Vor allem dann, wenn ich glaubte Siedlungsgruben oder historische Fundstellen zu sehen. Nachdem ich solche Beobachtungen mehrfach an die archäologische Landesbehörde gemeldet hatte und niemals Antwort bekam, unterlies ich diese Spielchen und hielt mich an den Spruch unserer Väter: „Glaube nicht alles, was du hörst; sag nicht alles, was du weißt; gib nicht alles, was du hast; verlang nicht alles, was du siehst; und tue nicht alles, was du kannst!“

Nachdem die Behörden auch hier total versagten, sei an dieser Stelle an den Spruch erinnert: „Wem Gott ein Amt gibt, dem sollte er auch Verstand geben!“ Diese o. a. Versäumnisse zeigten sich wenige Jahre später an der Brunnenlinie im Wasserwerkswald. Die Wasserförderung an den 36 Brunnen wurde wegen Kontaminierung des Fördergutes eingestellt, was vielleicht noch tragbar wäre. Leider aber stieg nun der Grundwasserspiegel so drastisch an, dass die in den alten Mainarm gebauten Häuser in Okriftel Wasser in ihren Kellern haben und rund um die Uhr abpumpen müssen. Einige der Bauherren wollten ihren Keller unbedingt höher

legen, bekamen aber von dem Kreisbauamt nicht die Genehmigung. Als sie nun Schadensersatz verlangten, verwies man sie an das Stadtbauamt Hattersheim, die angeblich auch keine Schuld hatten. Nicht betroffene, alte Okrifteler Bürger sagten dazu: „Nixnutz geht vor Allgemeinnutz“!

Dieterfortz

Man findet in jedem Dorf Menschen, die beliebt und sympathisch sind, Humor haben, erfolgreich in Freizeit und Beruf agieren und der Gemeinde viel Gutes bringen. Da in unserem Leben aber auch eine gewisse Relativität mitschwingt, kann die gleiche Person mit den o.a. Tugenden auch Fehler machen, die von dem Beobachter negativ bewertet werden. Ein solcher Mann war Willi Remsperger, genannt „Dieterfortz,“ den ich hier skizzieren muss, weil er in der Nachkriegsgemeinde ehrenamtlich außerordentlich viel leistete aber auch große Fehler dabei machte, frei nach dem Spruch: „Wer schafft mecht Fehler; wer vill schafft mecht vill Fehler; wer nix schafft mecht koo Fehler, un` wer koo Fehler mecht, der wird befördert“! Ich hatte von Kindesbeinen an eine zeitgenössische Beziehung zu ihm, war seiner Person gegenüber, im Gegenteil zu ihm mir gegenüber, nie böse gesonnen obwohl er mich in seinen letzten Lebensjahren nur noch als „Das Arschloch“ bezeichnete.

Ich war noch sehr klein und wurde von meiner Mutter noch fest an der Hand geführt, kann mich aber an gewisse Ereignisse in jener Zeit sehr genau erinnern. Der 9 Jahre ältere Dieterfortz begegnete uns oft auf dem Weg zu seiner „Oma Dietrich“, die ihn Dieter nannte. Bereits 100 m vor uns deutete er bei ausgestrecktem Arm mit dem Zeigefinger auf mich, hüpfte beim Gehen von einem Bein auf das andere und rief lachend: „Hermann dorz, lässt en`Forz.“ Bei einer solchen Provokation hätte sich jeder dumme Straßenköter bellend und kläffend aufgeregt und da konnte ich, der absolute Mittelpunkt des gesamten Familienklans, natürlich nicht ruhig bleiben. Zuerst zappelte ich nur an Mutters Hand herum und schrie mit zorngerötetem Gesicht meinen Ärger laut in die Welt. Später riss ich mich von Mutters Hand los, warf mich schreiend und strampelnd auf die Straße und Dieterfortz freute sich lautjubilierend über seinen Erfolg. Opas Cousin Josef Flach und Ehefrau, genannt Baba und Mama, rissen immer entsetzt ihr Fenster auf, weil sie meinten es wäre etwas schlimmes passiert und bedauerten ihren schrecklich weinenden Großneffen. Oma Anna aber nahm dann den armen Enkel auf den Schoß, wischte die Tränen ab und erzählte ihm allerlei Geschichten. Solche Szenen wurden dann von der drei Jahre älteren Cousine Sofie teils schadenfroh aber auch voller Eifersucht registriert. Irgendwann hatte man dem lieben Bübchen dann beigebracht sich nicht so gehen zu lassen, sondern den Provokateur mit „Dieterfortz“ zu beschimpfen, was das liebe Kind auch dann mit hochrotem Kopf und zornlauter Stimme praktizierte. Dieterfortz hielt lautstark dagegen und so erfolgte die Begegnung genauso laut wie früher und Mutter schämte sich schrecklich ob dieser Auseinandersetzungen.

Das Begegnungsritual „Hermann dorz und Dieterfortz“ hielt sich recht lange aber irgendwann normalisierte sich das Verhältnis, weil der Clown Willi uns immer wieder zum Lachen brachte. Oft stand er mit seinem Luftgewehr auf der Straße und schoss nach Sperlingen, was uns ja sehr interessierte. Zu unserem großen Vergnügen tat er oft so als ziele er nach einem Vogel, drückte aber nicht ab sondern lies einen fahren. War er dann in Extasse, hüpfte er wie ein Clown umher, schnitt Grimassen, bückte sich, hielt das Gewehr zwischen den Beinen nach hinten, tat als ob er ziele und ließ einen lauten Furz. Wir lachten dann Tränen, wälzten uns vergnügt im

Straßendreck und seine Mutter, die solche Auftritte ihres „Filius“ vom Fenster aus beobachtet hatte, schüttelte ihren Kopf und schloss demonstrativ ihr Fenster.

Mittlerweile war es 1939 geworden und Willi hatte immer weniger Zeit für uns kleineren Zeitgenossen. Wir sahen dann den nunmehr 13 jährigen wie er im Jungvolk und später in der HJ als Fähnleinführer der Pimpfe seine Kameraden lautstimmig belehrte, trainierte und auch schikanierte. Wir kleineren waren bei ihm immer geduldet und durften auch mal bei Geländespielen im Ort mitrennen oder beim Sport, insbesondere beim Boxen zusehen. Er stellte gerne einen ängstlichen gegen einen mutigen auf, feuerte den schwachen lautstark an und selbst wir kleinen durften hin und wieder einmal die Boxhandschuhe anziehen. Nur bei der sonntäglichen Parade mussten wir Abstand halten, wenn sie mit der SA singend durch die Dorfstraßen marschierten.

Willi ging dann im Landratsamt Höchst zur Lehre und seine HJ- Uniform glänzte immer mehr mit Orden und Schnüren. Zu den letzten Kontakten zu ihm zählten die Bildergeschichten mit Reimtexte über den „Kohlenklau“, die er zu Hauf vom Amt mitbrachte und die bei meinen Kameraden hoch begehrt waren. Es handelte sich dabei um Aufklärungsmaterial der NSDAP, die ihr Volk damit zur Sparsamkeit und Ehrlichkeit erziehen wollten. Hansgünter und ich, wir hätten dieses Material in ihren kompletten Ausgaben von Hansgünters Onkel, dem Bürgermeister bekommen können, hatten aber kein Interesse daran. Wir holten uns lieber in der gemeindeeigenen Bibliothek Bücher, die wir regelrecht verschlangen. Wir verloren Willi dann später aus den Augen, weil er erst beim RAD und nach seiner Musterung 1943 in spezieller Ausbildung war. Da seine Ehefrau noch lebt, hätte ich seinen gesamten Werdegang erfragen können aber ich möchte ja hier keine Biographie von Willi schreiben, sondern wie angekündigt vorwiegend dies als „Dorfgeschichte“ erzählen, was ich gesehen habe bzw. das Dorfleben betrifft.

Für mich wahrnehmbar tauchte Willi erst wieder 1946 als führende Kraft bei den Kerbeburschen auf. Die „Kerbeogesellschaft Immergrün“ durfte damals im August mit Sondergenehmigung des amerikanischen Kommandanten Umzüge veranstalten und Kerbetanz abhalten. Dieterforz war die Seele der Gruppierung, die sich aus altweilbacher Burschen und Neubürgern zusammensetzten. Er soll die Mitwirkung der fremden jungen Leuten unterstützt haben. Wohl aus Unkenntnis der alten Liedtexte reimte er: „Die laafe naggisch uff de` Gass e` rum, un` kaeu Schefing gum, wos sinn die Leit` so dumm“.....möglicherweise persiflierte er damit ein Vorkommnis aus Weilbach oder dem Umland. Ein weiteres Kerbelied verunstaltete er mit dem Text: „Mei Fraa die is` aus Schwoonem, des giet koon Mensch en Scheißdreck oo, mei Fraa die is` aus Schwoonem, des giet koon Mensch was oo“! Willi schien mir der dominanteste Kerbebursch zu sein und alle machten was er vorschlug.

Ab dato war Willi bei der Germania ein erfolgreicher Fußballspieler, bei der Feuerwehr hochaktiv und glänzte 1947 im Karnevalverein mit Benedikt Bien zusammen auf der Bühne. Sie stellten als Clowns über Jahre die besten Aktiven und hatten mit Abstand die größten Lacherfolge zu verzeichnen. Zur gleichen Zeit wurde er auch in der Gemeindevertretung aktiv und da er wohl, egal was er auch immer auf dem Landratsamt erlernt hatte, über gewisse Erfahrungen im Verwaltungswesen verfügte, war er schon bald Vorsitzender in der Gemeindevertretung. Willi hatte bis 1969 mehr Macht als die Bürgermeister und bewegte auch nach der Eingemeindung noch sehr viel. Er erschien mir seit frühester Jugend ein Parteimensch zu sein, der seiner jeweiligen Partei hörig war. Nachdem er bei dem Landtagsabgeordneten Weiß als dessen Prokurist mit Geschäftsführervollmacht arbeitete, war er auch in der Gemeindeführung unangreifbar. Mit seiner brillanten Polemik und Rhetorik war er vielen überlegen. Er konnte damit werben aber auch mit seiner „überheblichen

Schroffheit“ zerstören und dies wandelte ihm auch viele seiner Freunde in Feinde um.

Die Genickschussbar

Nachdem die Wirtswitwe Paula Fritz ihr Lokal „Zur Frühlingsau“ um 1959 an Fritz Christ verpachtet hatte, war es mit ungestörter Nachtruhe vorbei. Fritz hatte in der Weilbacher „Säuferelite“ viele Freunde und so verging keine Nacht wo angeheiterte Gäste lärmend nach Mitternacht das Lokal verließen. Da ich selber hin und wieder mit am Stammtisch saß, konnte ich immer einmal sagen: „Macht doch so kein Krach wenn ihr nachts heim geht“ und da andere die gleiche Rede führten, besserte sich auch dieses Verhalten ein wenig. Neben Sport und Sprüchen standen hier auch die Themen Gemeindemisswirtschaft, Kiesterror und Straßenverschmutzung an. So reimte Lori Buch bei einem Fastnachtsfrühschoppen aus der „La meng“ zusammen: In Weilbach gibt es Ärger vill, - weil jeder macht grad was er will, - un geht mer hier iwver die Strooß, - verdrecks die Schuh verspritzt die Hos`, - mer fährt mem Auto wie`n Idiot, - un` fährt sogar die Leit jetzt dot, - mer könne schenne wie mer wolle, - un` bleiwe stets die kloone Dolle, - doch iwver lang un` iwver kurz, - es geht nix ohne Dieterforz!“ Er wurde mit großem Beifall belohnt, weil er nach aller Meinung wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Tatsächlich hatte Willi Remsperger in jenen Jahren bereits einen ungeheuren Machtstatus erreicht, der nicht nur aus seinem Amte als Gemeinderatsvorsitzender resultierte sondern auch von seinem Chef, dem SPD- Landtagsabgeordneten Heinerich Weiß gestützt wurde. Außerdem erhielt er Unterstützung durch seine alte Seilschaft aus dem Landratsamt und schließlich von Landrat Jost selber. Altbürgermeister Walter Schmengler schilderte mir dies wie folgt: Wenn die Gemeinde ein Problem mit den oberen Behörden hatten und absolut nichts mehr ging, kam Willi mit Herrn Weiß zum Bürgermeisteramt wo Walter das Problem vortrug. Selbstverständlich meinte Weiß dann immer, dies wird geregelt und nur einmal meinte der Abgeordnete: „Ei Willi so Sache könnste mir doch auch im Büro mitteilen und dann geht das in Ordnung“. Walter meinte dazu, dass er den Eindruck hatte Willi wollte mit solchen Vorfürungen seinen Beziehungsreichtum zum Ausdruck bringen und Land, Partei oder Behörde wollten mit diesen kleinen Gesten die Geduld der Gemeinde in Sachen Kiesterror erhalten. Hätten sie nämlich hier effektiv geholfen, dann hätte es viele dieser kleinen Probleme überhaupt nicht gegeben.

Ein weiteres großes Problem bescherte uns die SPD- Gemeinderegierung dann mit dem neuen Pächter der „Frühlingsau“, Toni Schneider. Dessen Tante fungierte als Bürgermeisterstellvertreter und erreichte, dass Ihr Neffe Toni eine Nachtbarlizenz hier im Wohngebiet bekam. Nach wenigen Wochen hatte sich das gesamte Umlandgesindel dieses Etablissement als Stammlokal auserkoren und terrorisierte die Nachbarschaft bis zum Morgengrauen. Unsere Schlafzimmer lagen 50 Meter von der Lärmquelle entfernt und bei geöffneten Fenstern der Bar war die überlaute Musik und das Geschrei der betrunkenen Gäste unerträglich. Es war ja kein normales Gasthaus, in welchem die Gäste vor Mitternacht nach Hause gingen. Hier kamen sie erst um diese Zeit in mehr oder weniger angetrunkenem Zustand, weil die Umlandkneipen schlossen und sie weiter saufen wollten. Wie wir im Laufe unseres Martyriums feststellen mussten handelte es sich bei den Gästen um den Abschaum des gesamten Umlandes, die bei Anzeigen wegen ruhestörendem Lärmes mehrfach vor Gericht Falschaussagen machten und sich, bis hin zum Meineid, gegenseitig Alibis ausstellten. Wir hatten damals noch keine Telefonanschlüsse und wenn wir

eine Anzeige bei Tage aufgaben, erschien mal eine Polizeistreife im Lokal und da war alles ruhig.

Waren die Beamten aber weg, war wieder der Teufel los.

Man versuchte ja zuerst immer die gütliche Regelung zu erreichen. Man sprach mit dem Wirt, den man von Kindesbeinen an kannte, der zwar alles versprach und überhaupt nichts einhielt. Dann sprach man mit seinem Vater, einem Abteilungskollegen von mir, der jedoch sagte: „Ich hab auf meinen Sohn keinen Einfluss, da musst du mit meiner Frau reden!“ Die Mutter des Wirtes aber, eine ehemalige Nachbarin schimpfte nur, wir seien alle neidisch auf ihren Toni und sie würde überhaupt nichts tun. Später erfuhren wir, dass die Mutter ihren Toni finanziell total überhäuft hatte und die beiden anderen Geschwister leer ausgingen.

Die Belästigungen eskalierten unendlich. Wir mussten morgens um zwei oder drei Uhr regelmäßig mit anhören wie mehrere Burschen eine Frau begatteten. die Dialoge „Jetzt kimmt de` Hans“ oder „Jetzt will ich figge“ oder die Frau schrie schrill und laut: Ihr Drecksäu jetzt langts awwer, mir tut alles weh“, mussten wir oft mit anhören und dies direkt vor unserem Schlafzimmer. Es war nicht immer feststellbar ob es immer die gleiche Gruppe war die uns oft das nächtliche „Rammelhörspiel“ bot, aber dies steht wohl auch nicht zur Diskussion;

Da waren uns diejenigen noch lieber, die unter vier Augen still ihrem Bedürfnis nachgingen. Morgens bevor unsere Kinder in den Kindergarten gingen, lasen wir die gebrauchten Präservative auf, die wahllos auf dem Wege lagen, damit unsere Kinder diese nicht als Luftballons aufnahmen. Da wir weder Müllabfuhr noch Kanalisation zur Verfügung hatten, war auch diese Entsorgung ein Problem für uns. Mehrfach lief der Wirt hinter Dieben und Einbrechern oder Zechprellern einher und schoss schreiend mit einer Pistole nach ihnen. Schießereien kamen hier öfter vor, ohne dass unsere Anzeigen bei der Polizei etwas bewirkten. Schließlich wurde ein Mann aus Okriftel erschossen und erst dann wurden unsere ständigen Beschwerden und Anzeigen etwas ernster genommen. Mittlerweile war der Kreis der belästigten Personen so groß geworden, dass unter dem Druck der Menge vom Gemeinderat ein Entzug der Nachtlizenz erwirkt wurde. Wer nun im einzelnen diesen Befreiungsstoß führte, war mir nicht bekannt. Erst später hatte ich, nach sachbezogenen Bemerkungen, Peter Duchmann in Verdacht, der nur 8 Meter neben der „Bumskneibe“ wohnte und die Körperschallemissionen der schweren Basslautsprecher aus erster Hand genießen durfte. Er hatte damals als einziger ein Telefon womit er die Polizei herbeizitieren konnte und war von seinem Auftreten her in der Lage, eine solche Aktion durchzusetzen. Ich selber hatte mit dem Verbot überhaupt nichts zu tun und setzte immer wieder auf kommunikatives Übereinkommen. Die Gegenseite verdächtigte aber mich als den Übeltäter, weil sich das Hauptparkdeck auf der unbefestigten, breiten Straße vor den Schlafräumen unserer drei Anliegerhäuser befand. Somit ist zu vermuten, dass der Wirt mich als den Urheber aller Schikane gegen ihn bei seinen Gästen anzeigte, die ihrerseits uns bevorzugt drangsalierten.

Nun organisierte die Tante des Wirtes, in ihrer Eigenschaft als stellvertretender Bürgermeister, einen geselligen Abend der SDP- Fraktion im Nebenzimmer der Nachbar, in welchem die Gäste gut bewirtet wurden und dabei prüfen sollten, ob der Lärm erträglich sei oder die beschwerdeführenden Nachbarn nur aus Überempfindlichkeit reagierten. So kam man zu dem Ergebnis, dass der Betrieb völlig ruhig ablief und man daher, dem armen Toni, nur nicht seinen Erfolg gönnte. Die Tante bewirkte dann, mit Hilfe von Willis Beziehungen, eine schnelle Aufhebung der richterlichen Verfügung und dann ging es erst richtig los. Einige Gäste pinkelten

nun regelmäßig in unsere Kellerfenster unter den Schlafräumen und zum Lärm genossen wir nun auch noch den Geruch. Dies war ein ganz schlimmer Gestank. Besonders wenn die Nachmittagssonne auf dieser Hausseite lag, war es dann unmöglich bei offenem Fenster zu schlafen. Ich ging nun zum ersten mal zu meinem vermeintlichen Freund Willi Remsperger und bat ihn inständig uns allen Betroffenen bitte zu helfen. Er aber lachte nur und meinte man solle und dürfte nie solche späten Gäste reizen und provozieren und dann hätte man auch seine Ruhe. Ich konnte ihn leider nicht, trotz detaillierter Schilderung unserer Situation, von den Erschwernissen dieses Terrors überzeugen. Altbürgermeister Schmengler empfahl mir eine 12 Volt Batterie mit Anoden am Kellerfenster zu installieren. Fachkundige Freunde rieten mir jedoch dringendst, wegen juristischem Nachspiel, davon ab.

Als nun jene „Urinierterroristen morgens um zwei Uhr wieder laut schriegen: „Wart´e mool, mer pisse erst noch ins Kellerfenster,“ öffnete Vater Fenster und Klappläden und bat sie ruhig und beherrscht, dies doch bitte zu unterlassen. Da beschimpften ihn die drei Burschen schamlos und zogen ihn aus dem Schlafzimmerfenster. Ich musste notgedrungen meinem schreienden Vater zu Hilfe kommen und schlug den nächsten mit einem Schlagstock zu Boden. Die beiden anderen konnte ich mir mit diesem Gerät vom Leibe halten, bis sich mein Vater ebenfalls mit einer Schlagwaffe versehen hatte. Unsere lieben Nachbarn schauten vom ersten Stock aus zu und wenn ich nicht diesen Nahkampf gewonnen hätte, dann hätten die mich krankenhausreif oder gar tot, geschlagen ohne dass mir jemand zu Hilfe gekommen wäre. Ich bat Vater sofort ins Haus zu gehen, die Läden zu schließen und das Licht zu löschen und schon kamen die „in Flucht“ geschlagenen zurück. Sie blendeten ihre Autoscheinwerfer auf, tauchten die Straße in gleißendes Licht und einer lief mit einer Pistole umher und schrie immerzu: Wo sind die Schweine, denen jage ich eine 9mm Kugel in den Wams!“ Morgens um 9 Uhr musste ich die traurige Erfahrung machen, dass mir keiner der Nachbarn eine Unterschrift für mein Anzeigenprotokoll gab. Angeblich wollte man mich vor einem Verfahren gegen meine Person schützen, weil ich ja vorsätzlich eine verbotene Schlagwaffe bereitgelegt hätte, was absolut nicht zutraf. Ich verzichtete daraufhin auf eine Anzeige.

Der Terror eskalierte nun so, dass ich meine Frau spät abends von der Turnstunde abholen musste. Bei dieser Gelegenheit surrte eine Kugel an meinem Kopf vorbei und schlug an die Nachbarwand. Ich drehte den Kopf und sah eine Gestalt im hellen Türrahmen der Bar verschwinden. Ich schob meine weinende Frau in die Wohnung, nahm mein starkes „Anschütz-Scheibengewehr“, vom Schützenverein stellte die Zieleinrichtung höher und schoss zwei der bunten Reklamebirnen über der offenen Bartür kaputt. Plötzlich wurde es ganz ruhig in der Kneipe, dem folgte eine große Turbulenz und dann flog ein Mensch fast waagrecht durch die Kneipentür, rappelte sich auf und rannte davon. Ab jenem Tage hörten die Belästigungen auf und ich hatte dies erreicht was Polizei, Gerichte und Behörden über Jahre nicht gelungen war. Man hatte die Zähne gezeigt und die einzige Sprache gesprochen, die sie verstanden.

Wie lange diese Ruhe angehalten hätte kann ich nicht ermessen, denn wenig später verwandelte sich unsere Straße infolge Kanalbau in eine Schlamm- und Kraterlandschaft, die nur noch über Bohlen zu begehen war. Nach der Fertigstellung der Baustelle existierte die Bar nicht mehr lange, weil die Bürger in den anderen Anliegerstraßen gegen den Betrieb massiven Druck ausübten. Ich hätte niemals einem Fremden geglaubt, dass in unserem „hochgelobten Rechtsstaat“ ein solcher, von allen Behörden und Parteien geduldeter, rechtsfreier Raum entstehen könnte. Nachdem ich es erlebte, glaube ich es.

Müllterroristen

Dank unserer hervorragenden SPD- Dorfgemeinschaft hatten wir das „große Glück“ von einem Problem in das andere zu fallen. Um 1966 überlagerten sich aber viele Probleme. Für mich war nachfolgende Erzählung eine äußerst traurige Geschichte, die mir sehr zu Herzen ging, weil ich viele liebgewonnene Freunde aus dem SPD-Lager durch meine dringend notwendigen Aktivitäten verlor. Schließlich waren Großvater, Vater und alle Onkels überzeugte SPD- Leute und ich selber stand kurz vor dem Eintritt als SPD- Mitglied. Das Zeitgeschehen aber lies mich völlig Umdenken und machte mich zu einem notorischen, parteilosen Streitpartner.

Es begann damit, dass im Hochsommer um 1964 des Abends immer ein übler Brandgeruch über unserem Wohnviertel lag. Da am Abend immer ein leichter Wind von Norden wehte, ging man in diese Richtung und stellten fest, dass die Müllkippe in der Gewann „am Grauberg“, zwischen Hattersheimer- und Hofheimerstraße brannte. Man alarmierte die Feuerwehr, die ihren Wassertank leer spritzte und dann war ein paar Tage Ruhe. So ging dies eine Zeit, bis die Weilbacher sagten: „Dies ist die Hofheimer Müllentsorgung, da ist die Hofheimer Feuerwehr zuständig“. Auch diese kam dann einige Male, bis sie unseren Alarm nicht mehr befolgte. Nun gingen mein Freund Franz Hart und ich mehrfach zum Bürgermeister Schüssler, der uns Abhilfe versprach, die er auch nie einhielt. So gingen etwa drei Jahre ins Land bis Franzens Töchterchen Beate und meine Tochter Pia geboren waren. Die Brände hatten stetig zugenommen und die stinkenden, ätzenden Schwaden zogen fast jeden Abend über unsere Wohnstätten, so dass wir kein Fenster mehr auflassen konnten. Der üble Müllbrandgestank hing trotzdem in den Wohnungen und unsere wenige Monate alten Kinder husteten und keuchten. Nachdem die Ärzte auf „Asthmabeschwerden“ diagnostizierten, gingen wir gemeinsam zum Bürgermeister Schüssler, der uns zu verstehen gab, das noch mehr Beschwerden eingegangen wären, er habe dies Problem auch wiederholt bei dem Gemeinderat vorgetragen aber der Vorsitzende Remsperger habe gesagt er wohne auch in dem Viertel und so schlimm empfinde er es gar nicht.

da nun Franz mit Willi Remsperger, Dr. Zeiträger, Altbürgermeister Schmengler und vielen anderen einer Kegelrunde angehörte meinte Franz: „Ich rede mit dem Dieterforz Fraktur. Leider erreichte Franz bei seinem Kegelbruder nur schleimige Ausreden und als er direkter wurde eine grobe Abfuhr. Ich maßte mir nun an ebenfalls bei Willi vorzusprechen und wollte ihm erklären, dass er ja am Rande der Rauchstraße weniger abbekam als wir im Zentrum aber er fertigte mich ab mit der Bemerkung wichtigere Dinge erledigen zu müssen. Den Stand dieser Dinge fassten wir nun in einem Brief an den Landrat zusammen, der freundlich erwidert wurde mit der Willensbekundung sich darum zu kümmern. Nachdem sich mehrere Wochen nichts tat, teilten wir in einem zweiten Schreiben mit, dass sich nichts verändert hätte und verwiesen nochmals eindringlich auf die Beschwerden unserer Kinder. Es geschah aber nichts weshalb wir einen dritten Brief an die gleich Adresse sandten, der nie beantwortet wurde. Nun benachrichtigten wir fernmündlich wiederholt die Weilbacher und auch die Hofheimer Feuerwehr, die sich aber nicht mehr rührten. In unserem Zorn drohten wir den Feuermelder einzuschlagen worauf man uns belehrte, dass wir dann den Einsatz selber bezahlen müssten. Ich war damals 31 Jahre Jung und so voller Zorn, dass ich zum Landratsamt nach Höchst fuhr um den Landrat persönlich zu sprechen. Seine Vorzimmerdame sagte mir jedoch der Landrat sei nicht anwesend. Ich hörte aber Kaffeegeschirr im Nebenzimmer klirren und trat spontan in dieses Zimmer ein. Da saß nun der 1966 neu ernannte Herr Jost, hatte eine dampfende Kaffeetasse vor sich stehen und las in der Zeitung. Er fragte

erstaunt was ich wollte und ich gab zur Kenntnis, dass wir Antwort in Sachen Müllbrand haben möchten. Er sagte ärgerlich, dass er mich von der Polizei abführen lassen wollte und da ich durch die offene Tür hörte wie die Vorzimmerdame bereits mit der Polizei sprach, zog ich es vor sofort zu verschwinden. Als ich unbehelligt auf der Bolongarstraße stand dachte ich: „Mensch; da haste aber Glück gehabt, die hätten dich in Handschellen abgeführt und eingelockt. Anwohner, die diese Geschichte erfuhren meinten nur grinsend: „Auch bei der SPD geht Geschäft vor Moral“!

Nachdem ich Franz die ganze Geschichte erzählte meinte er: „Wir gehen jetzt an die Presse.“ Die zeigten sich anfangs interessiert aber als sie die ganze Schilderung gehört hatten, brachten sie keine Zeile heraus. Bei dem nächsten Kegeltreff sprach Franz seinen Kegelbruder Willi an, der jedoch bereits bestens über den Vorfall Bescheid wusste und meinte: „Der Lixenfeld kann froh sein, dass ich ein gutes Wort beim Landrat für ihn eingelegt habe, sonst hätte man ihn wegen Hausfriedensbruchs angeklagt.“ Im übrigen meinte er sei da gar nichts zu machen weil sich das biologisch selber entzündet. Nach dieser Nachricht hatten wir den Bauch voller Zorn und standen da wie zwei dumme Buben.

Nun entschlossen wir uns eine Unterschriftensammlung einzuholen, die mir eine völlig neue Menschenkunde vermittelte und meinen Glauben an Solidarität erheblich strapazierte. Etwa 2/3 der angesprochenen unterschrieben spontan. Der Rest erhob Bedenken und Einwände, weil sie dann eventuelle Nachteile haben könnten oder gar verfolgt würden und hielt mich meist mehr als eine halbe Stunde auf. Eine Familie in unserer Straße war gerade beim Essen. Das Familienoberhaupt deutete auf einen leeren Stuhl in der Raumecke und ich wartete geduldig eine Viertelstunde bis das Mahl beendet war, sodann diskutierte man mit mir noch 40 Minuten über „der Katze ihren Schwanz“ um mir dann zu sagen: „Mir hawwe im dritte Reich oomo unnerschriwwe un sind dabei auf die Schnauze gefallen, des soll uns gedenke!“ Wenn man nun bedenkt, dass ich mir ja diese vielen Abende von meiner Freizeitarbeit absparen musste, wird man meine Enttäuschung über diese Aktion verstehen. Mehr noch aber waren alle enttäuscht als dies alles erfolglos im Sande verlief und nur zum Hohn immer wieder von „Selbstentzündung“ die Rede war, wobei man sich auf Aussagen des „Frankfurter Feuerwehrpapstes Achilles“ berief.

Mittlerweile hatten wir dann herausgefunden, dass der Müllhaldenbetreiber Schornstein ein guter Jagdfreund unseres SPD-Landrates war und dass auch sonstige SPD-Größen der Behörde mit im Spiele waren. Einige Betroffene reimten nun verbittert: „Kumpanei is` Lumperei, besonders wenn Partei dabei!“ Diese Weisheit nützte uns aber überhaupt nichts und ich war fest entschlossen Weilbach den Rücken zu kehren und nach Okriftel zu verziehen. Getreu einem meiner trivialen Sprüche: „Wenn alles Dir daneben geht, von morgens früh bis abends spät, dann denk noch kurz vor dem Verrecken, die Welt kann mich im Arsch lecken!“ Dies ist zwar nicht fein, aber es beruhigt ungemein.

Da aber sagten einige Mitkämpfer: „Mensch du kannst doch nit hier abricke, mer müsse weiter mache, des gewinne mer!“ Somit kam eine „Bürgerinitiative ins

Gespräch, die ich mit selber angefertigten Plakaten in DIN-A 1-Größe einleiten wollte. In Stichworten und Parolen sollte auch die, nicht direkt mit Rauchgasen frequentierte, Bevölkerung zum Kompromiss angehalten werden. Diese Maßnahmen erweiterten tatsächlich den Kreis der Bürgeropposition gegen alle Missstände im Dorf. So kam es dann, nachdem bereits im Juni 1964 eine Fernsehreportage über den Kiesterror im HR 3 erschienen war, am 22.07.1966 zu einer spontanen

Bürgerdemonstration an der Müllgrube, von der die Lokalzeitungen berichteten. Die Bürgerschaft reagierte hierbei sehr schnell auf eine kleine Zeitungsnotiz, dass eine Delegation von Politikern die Müllbrandgrube an jenem Tag begutachten wollten. Diese Reaktion zeigte nun deutlich an, dass ein großer Teil der Bevölkerung immer mehr auf die Barrikaden ging und die Behörden und Politiker trieben ihr „dummdreistes Spielchen“ mit uns weiter nach dem Motto: „Die Erkenntnis ob jemand klug oder dumm handelte, gewinnt man immer erst in der Zukunft!“ Franz und ich hatten vorher den Raupenschieber der Müllgrube unbrauchbar gemacht, damit die Herren sehen konnten, dass die bestehenden Deponieauflagen überhaupt nicht beachtet wurden. Nach diesen Vorgaben sollten die Müllschichten unter 50 cm betragen und mit mehrfacher Erddicke überdeckt werden. In Wirklichkeit aber war eine extrem hohe Mülldicke und minimale Erdüberdeckung die Praxis. Um nun mehr Müll unterzubringen, zündete man den Müll absichtlich an. Dies hatten wir mehrfach gesehen, nur glaubte man uns dies nicht und verlangte Beweise. Diese Beweise lieferten Franz und ich über Fotobilder, die wir beschafften indem wir Urlaub nahmen und tagelang in den hohen Ackerrauten des Grubenrandes lagen, bis der Platzwärter mit einem Brandbeschleuniger zündelte.

Unsere Enttäuschung war unbeschreiblich als man die, ohne Zoomobjektiv fotografierten, Bilder als „nicht beweisfähig“ und ungenau erklärte. Als dann noch ein absolutes Freundschaftsgutachten des Oberbrandinspektors Achilles in unserem SPD- Gemeindegasblättchen erschien, welches „fachidiotisch“ die Selbstentzündung wissenschaftlich erklärte, waren nicht nur die direkt betroffenen Bürger, sondern auch die nur tangierten Bürger empört. Dieterforz und seine Genossen bemerkten in ihrer Selbstherrlichkeit überhaupt nicht was sich in Weilbach gegen ihre Politik entwickelt hatte und begannen eine Wahlreklame unter dem Motto: „Je schlechter das Werk, je lauter die Reklame,“ weil sie ihren eigenen Bürgermeister abwählen wollten, der durch Willis Einfluss auf den Gemeinderat machtlos geworden war. Auf im Rahmen ihres Vorhabens anberaumten offenen Gemeinderatssitzungen, zu denen auch der Landrat eingeladen war, wurde dieser außerordentlich von der Bürgerschaft attackiert. Die Genossen verstanden aber immer noch nicht die Zeichen der Zeit und priesen ihre Erfolge, die keine waren. „Nixnutz gieht vor Allgemeinnutz,“ schimpfte Peter Schäfer, genannt „Florions Peter“ und sprach von der Gründung einer „freien Wählergemeinschaft Weilbach“ von der bereits vorher geredet wurde. Er lud Franz und mich zur Gründerversammlung ins Schützenhaus ein, zu der sich namhafte Weilbacher Bürger angemeldet hatten. Als wir uns im Frühsommer dort einfanden, war von den großen Befürwortern keiner da und Florian polterte los: „Wird nix, wird nix. scheiße, hiern mer uff, fertisch aus.“ Franz und ich aber bestanden auf einen zweiten Versuch der sehr erfolgreich verlief und zur Gründung führte. Als behördlichen Berater bot sich der Verwaltungsfachmann Helmut Köbrich, ein Freund von Franz und mir aus früheren Tagen, an und somit war eine fehlerlose Organisation nebst Wahlkampf gewährleistet.

Befreiungsschlag FWG

Nun wollten wir also als Hebelwirkung die FWG für unseren Kampf nutzen. Auf Kerbembontag hatte ich nach alter Gewohnheit mit meinem Freund Franz eine ausgedehnte „Frühschoppenexkursion“ durch alle Kneipen erfolgreich durchgeführt und da uns am Nachmittag der Alkohol fast das Hirn ausgeschaltet hatte, meinte Franz: „Loss uns doch e` mool on die schieß Müllkaut geh, ders mer widder klar im Hern wern,“ und dadurch gewannen wir wieder eine völlig neue Erkenntnis der

Lage. Wir trafen den Majordomus des Müllterroristen Schornstein dort an, der uns kannte und mit zynischen Worten empfing. Unser Dialog eskalierte beiderseits in rustikaler Atmosphäre über „mer dreh der de` Grozze ab“ und endete mit: „Mer hache dich kaputt un` schmeiße dich in dein eigene Müllbrand!“ Daraufhin wies er mit der Hand in seine Hütte, wo über dem Schreibtisch eine doppelläufige Jagdflinte hing. Da er nun gerade erst erwähnt hatte, dass sein Chef mit seinem Freund dem Landrat vorgestern eine Besichtigung vorgenommen hätte, musste der oberste Beamte unseres Kreises ja von der Flinte gewusst haben, für die man einen Waffenbesitzschein haben musste. Dieses Wissen nahm uns nun den allerletzten Respekt vor der Obrigkeit.

Ich zog nun respektlos mit meinen, überall im Dorf platzierten, Wandbriefen gegen Dorf- und Kreispolitik zu Felde, achtete aber darauf, dass ich keine strafbare Aussage gegen die Attackierten machte. Doch man versuchte aus den Fragesätzen und indirekten Andeutungen eine Strafwürdigkeit zu konstruieren. Dies jedoch unterlief die CDU- Fraktion, die sich voll hinter mich stellte. Mittlerweile hatte die heiße Phase des Wahlkampfes begonnen und wir waren allesamt damit beschäftigt abends Schilder zu bekleben und aufzustellen. Außerdem machten wir uns darüber Gedanken, was wir noch zur Reklame einsetzen könnten. Dabei riet Franz dringend ab mit seinem Kegelbruder Willi in einen öffentlichen Dialog zu treten und meinte: „Der Dieterforz is` soo redegewandt, der macht uns alle fertig un` wenn er in der Enge is`, wird er so brutal und kurios, dass er alle Lacher uff seine Seit` hat, dann sinn` mir die Blamierte.“ Dieser Meinung widersprach niemand.

Nachdem Franz einen Lautsprecherwagen leihweise bekommen konnte, machte ich mir dann über Tonreklame Gedanken. Ich textete das Lied „Freunde fürs Leben“, welches man auch in der Umtextung „Freibiergesichter die find` mer Überall“.....kennt um in: „Freunde für Weilbach woll`n wir in Wahlkampf geh`n, wie woll`n zusammen steh`n, und dann wird Weilbach schön“.....Von mir gesungen und mit meinem Akkordeon begleitet wurde es mit meinen großen Band- maschinen aufgenommen, die ich ansonsten für die Playbackaufnahmen der Karnevalssitzungen benutzte. Anschließend wurde ein ausgefeilter Reklametext über Mikrofon aufgesprochen, auf dem Zweitgerät endlos kopiert und somit hatten wir eine studioreine Aufnahmequalität, die von keinem kratzen, Pfeifton oder Versprecher gestört wurde. Die von Willi geprägten Unsachlichkeiten seitens der SPD gegen die FWG steigerten sich unerträglich und je mehr Profil die Freien Wähler entwickelten, umso mehr wandelte sich Willis Unsicherheit in Verbalattacken um. Am Vorwahltag fuhren dann die beiden großen Parteien mit ihrer Tonreklame unter Rückkopplungsgepfeife und Kratzgeräuschen durch das Dorf. Derweilen hatten Franz und ich unsere Tonreklame im Diedenberger Wald erprobt und eingestellt. Wir waren selber total über die Reinheit unserer Produktion überrascht, die bei höchster Lautstufe nichts an ihrer Qualität einbüßte. So fuhren wir dann am 19.10. in Weilbach ein. Die Leute in den Fenstern und auf der Straße applaudierten uns und Bernd Mucha, Lori Buch, Florian und viele Andere kamen aus dem Schwanen und winkten. Bernd hüpfte vor Vergnügen auf der Straße umher und Florian bewegte die Hände als wolle er uns dirigieren. Ich habe meinen Freund Franz noch nie und auch nie mehr so schadenfroh und herzlich während der ganzen Fahrt lachen gesehen und ich musste mehrmals meine Tränen abwischen. Der Jahre währende Kampf und Ärger entlud sich in dieser Stunde des Triumphes in solcher Emotion.

Am gleichen Abend schoss Willi dann seinen letzten Giftpfeil gegen die FWG ab, der voll in die eigene Hose ging. Willi warf, sehr wohl überlegt, erst abends gegen 20 Uhr mit seinen Genossen ein rotes DIN-A 4 Blatt in alle Briefkästen mit sehr provozierenden indirekten Aussagen gegen die FWG. „Gruppen, Grüppchen,

Eigeninteressen, Stammtischpolitik schlecht“ und andere Trivialitäten die uns richtig weh taten. Vater brachte mir den Einwurf und meinte, „Jetzt habt ihr verloren!“ Ich ging wortlos in mein Studio, spannte ein transparentes DIN-A 1 Blatt auf meine Zeichenmaschine und schrieb mit einem 6 mm Filzstift den Text gegen die SPD gerichtet um. Wie gut, dass die Genossen noch immer nicht begriffen hatten, dass ich eine komplette Pausanlage in meinem Studio hatte.

Zur gleichen Zeit standen Willi, Rektor Nowak, Fritz Geller, Gertrud Reidelbach, Dieter Bernhard und die restliche SPD- Elite beim Florian um die Theke und betranken ihren letzten Großangriff auf die FWG, wobei Rektor Nowak die Hochrechnung anstellte wie viel Stimmen wir noch nach dieser Aktion bekämen. „Da ihr 12 Gründer seid und eure Frauen, die ja klüger sind als ihr, euch nicht alle wählen, kommt ihr höchstens auf 19 Stimmen. Florian war außer sich, und kam um 22 Uhr mit Josef Müller zu mir. Als er mein fertiges Umkehrplakat sah, war er außer sich vor Freude. Dann meinte er: „Die hänge mer awwer erst uff, wenn die Genosse von meiner Thek` verschwunne sinn` un`ich geb dene Chaote noch e` Rund, ders se` gut schloofe un`die Plakate nit abreiße.“ Sicherheitshalber ver- teilten wir dann die Gegenreklame nachts um 2 Uhr als die Siegestrunkenen von ihrem Wahlerfolg träumten.

Einige Weilbacher erzählten mir später, dass sie noch nie so schadenfroh und herzlich gelacht hätten wie an jenem Morgen dem 20.10.1968, dessen Tag der FWG den Wahlsieg bescherte. Toni Althaus CDU besuchte mich am nächsten Tag und machte der FWG ein Koalitionsangebot, falls ich den FWG- Vorsitz übernehmen würde. Ich lehnte aber ab und verwies auf den letzten Listenplatz, auf den ich mich setzen lies um jedem zu verdeutlichen, dass ich kein Amt übernehmen will. Franz und ich, wir hatten endlich unser Ziel erreicht. In Absprache mit der CDU holten wir den Pfälzer Norbert Hegmann als neuen Bürgermeister nach Weilbach und der gelernte Verwaltungsfachmann schaffte Ordnung in der Ge- meinde. Hier sollte man allerdings erwähnen, dass der Flörsheimer Bürgermeis- ter Josef Anna mit seiner CDU nicht ganz unbeteiligt war und diese Allianz auch am 24.9.1971 zur Eingemeindung nach Flörsheim führte. Die SPD tendierte damals nach Hattersheim. Bürgermeister Hegmann unterstützte nun am 28.8 1969 eine Großdemonstration gegen die Kieslobby bei der Bundestagsvizepräsident Schmitt Vockenhausen mit weiteren prominenten Politikern anwesend war. Anschließend wurde sofort, der Flakweg als Kiesgrubenausfahrt ausgebaut und die kleine Umgehungsspange zwischen Hattersheimer- und Hofheimerstraße, ohne großes Planfeststellungs- verfahren hergestellt. Die Müllgrube wurde sofort geschlossen. Vorwürfe meiner SPD- Freunde wegen Untreue parierte ich: „Wer andere betrügt, muss nicht über Untreue klagen!“ Außerdem wurde der Trauerhallenbau auf dem neuen Friedhof

1972 forciert und der Sporthallenbau für 1973 sichergestellt. Erst dann kam es zur Eingemeindung, die weitere Ordnung in die Gemarkung brachte, denn als 1972 die Rekultivierung der großen Kiesgruben in Angriff genommen wurde, beobachtete ich Anna und Hegmann immer wieder wie sie persönlich den Arbeitsfortschritt kontrollierten. In Weilbach war wieder bürgerliche Ordnung eingekehrt und man kann sich nicht über mangelnde Zusammenarbeit innerhalb der Stadtteile beklagen. Der Umgehungsstraßenstreit von 2007 muss extra betrachtet werden.

Als ehemaliger SPD- Anhänger fragte ich mich immer wieder warum Willi Remsperger mit seinen angeblichen Beziehungen zum Landrat Jost und dem Landtagsabgeordneten Heinerich Weiß die Entlastungswege des Kiesverkehrs nicht schon 15 Jahre früher realisierte. Die Antwort kann nur die sein, dass Willi nicht die starke und kluge Persönlichkeit war, die er nach außen hin demonstrierte und die er

sich selber einbildete zu sein. Er war nur ein Befehlsempfänger der Politiker, deren Wünsche er als Gemeinderatsvorsitzender realisierte. Wahrscheinlich waren es Geltungsbedarf, Selbstgefälligkeit und Parteihörigkeit, die ihn blind machten, die katastrophalen Zustände in seinem Dorf zu sehen. Er war klug genug und hätte merken müssen, dass ihn seine Idole ausnutzten. Sie und ihre Hintermänner wollten nur mit wenigen Kosten gigantische Gewinne einstreichen. Dabei wären doch die Kosten der, erst 1970 erzwungenen, Entlastungswege im Verhältnis zur 15 jährigen Verdienstspanne überhaupt nicht merkbar gewesen. Leider sind diese Ausbeutermethoden in Politik und Wirtschaft bis 2007 dermaßen eskaliert, dass manche bekannt gewordenen Affären finanziell über die Milliardengrenzen gehen. Die Dunkelziffer dieser Delikte wird hoch eingeschätzt, die Täter kaum bestraft und somit eskalieren diese Spielchen weiter, weil es immer wieder „willige Willis“ gibt. „Das Land der Dichter und Denker war zum Land der Schwätzer und Heuchler verkommen!“

Unser Willi hätte sein Leben dank seiner Intelligenz völlig anders gestalten können. Da war der Spaßvogel, der viele Menschen erfreute und gleichzeitig der parteiabhängige Hitlerjunge, der als Fähnleinführer die jüngeren „Pimpfe“ mehrmals singend und sinnlos durch Eddersheim jagte, weil es ihn die Partei so gelernt hatte. Später half der parteihörige Ortsvorsteher seinen vermeintlichen Gönnern die dörflichen Zeitgenossen zu drangsaliieren. Nach meinen persönlichen Beobachtungen hatte sich Willi in Weilbach viele Minuspunkte eingehandelt und dies erst bemerkt, als ihn die Menschen nicht mehr ehrlichen Herzens schätzten. Irgendwann machte er bei einem Bekannten die Bemerkung, er fühle sich von der Dorfgemeinschaft allein gelassen. Als ich den Eindruck gewann, dass sein Alkoholkonsum stieg, machte ich dieses „Einsamkeitsempfinden“ dafür verantwortlich.

Ich war Willi wegen seiner abrupten Hilfeverweigerung im nachhinein niemals böse obwohl er mich nach der Wahlniederlage nur noch als „Des Aaschloch“ bezeichnete. Ich rechnete diese Diskriminierung seinem Unvermögen zu, das eigene Tun und Handeln selbstkritisch zu überdenken. Mein weit größeres Problem war der zeitweise Verlust von alten Freunden aus dem SPD- Lager, die mir lange böse waren, weil ich ihre Politik so vehement bekämpft hatte. Ich bin aber sehr froh darüber, dass sich alles wieder eingerenkt hat und selbst der damalige Bürgermeisterkandidat Heinerich Herbert mir nichts mehr nachträgt, weil gerade er mir bei vielen gemeinsamen Feierereignissen wie Kirchweihe, Vatertag oder Fastnacht immer ein guter Freund war.

Bruch un` Dalles

Im Alten Weilbach bis hin zu den 70er Jahren waren Bruch und Dalles in Weilbach, im guten Sinne, als direkte Nachbarn zu empfinden. Der Bruch von landwirtschaftlichen Geräten wurde nämlich in Jakob Beyers Schmiedewerkstatt an der Hauptstraßenbrücke repariert und der Treffpunkt, genannt „Dalles“, aller Weilbacher Altbauern und Jugendlichen war vor der Werkstatt oder auf der Brücke. Dieser früher dezentrale Punkt Weilbachs dürfte bereits vor dem Wehrmauerbau die gleiche Bedeutung gehabt haben, weil die Schmiede an der Hauptstraße und in unmittelbarer Nähe der drei größten Gasthäuser mit Fremdenzimmern lag. Das immer wiederkehrende Argument, dass die Kutschen nur am Posthof in Hattersheim Rast machten gilt nur für die Postkutschen. Alle Privatkutschen oder Fuhrbetriebe

hielten wohl bevorzugt in Weilbach an, sonst hätte man in Weilbach ja keine drei Schmiedewerkstätten benötigt. Im Radlager liefen Holz auf Eisen, was nach ein oder zwei Tagesfahrten dringender Schmierung bedurfte, wobei jedes Rad herausgenommen werden musste. „Wer seine Räder schmiert, hilft seinen Pferden,“ sagte man damals. Neben anderen Reparaturen waren dann auch noch die einheimischen Bauern zu versorgen. Das Beschlagen der Pferdehufe dürfte dabei die größte Wartungsdienstleistung ausgemacht haben.

Da nun an diesem Orts- Peripheriepunkt seit ältesten Zeiten etwas los war, fanden sich immer neugierige Dorfbewohner ein, weil die Kutscher und Fuhrleute immer Neuigkeiten aus der großen Welt zu Erzählen wussten. Gemäß Berthold Auerbachs „Tagebuch von Weilbach“ sagte ein Kurgast 1842: „Hier diese Brücke ist das Casino der Weilbacher Bevölkerung!“ Diese Tendenz war bis 1960 sichtbar. Noch immer fanden sich dort alte Weilbacher ein, während sich die Jugend auf der Gemeindewaage, der heutigen Ampelkreuzung, traf.

Für die alten Bauern war Jakob Bayer, genannt „Schmidtjaab“, der große Meister, weil er als einer der ersten ein Autogenschweißgerät besaß. Der nicht gelernte Schweißer setzte grundsätzlich eine zu große Brennerspitze ein und schweißte mit hohem Sauerstoffüberschuss, weshalb er den Kohlenstoff im Stahl verbrannte. Er half sich jedoch damit, indem er schnell Schweißdraht zuführte und die dicken Klumpen auf der teigigen Nahtstelle mit dem Hammer in Form brachte. Ich versuchte ihm vergeblich die richtige Spitzenwahl, Brenneinstellung und Führung beizubringen aber er wollte dies von mir „jungen Schnösel“ nicht recht annehmen. Schließlich aber genügte seine selbst erfundene Autogen- Feuerschweißmethode den geringen Belastungen in der Landwirtschaft.

Tante Gretel war Jakobs Ehefrau. Sie war Mutters Schulkameradin, Großcousine und hießen beide Margarete, nur rief man Mutter Greta und sie Tante Gretel. Da nun Mutter als erste des Jahrganges Nachwuchs hatte, wurde ich so eine Art „Knutschobjekt“ für die Jahrgangsdamen, wie man es mitunter bei größeren Affenherden im Zoo beobachten kann. Diese Symbiose dauerte bei Tante Gretel ein ganzes Leben an und schwächte sich nur etwas ab, als ihre Tochter Maliese drei Jahre später geboren wurde. Gretel entwickelte nun eine wahre Affenliebe, putzte die kleine ganz fein heraus und da sie selber nicht nachstehen wollte, hatte der biedere Jakob zwei feine Damen zu versorgen, die ihm der flüchtige Beobachter keineswegs zugetraut hätte. Selbstverständlich hätte Gretel ihren lieben „Schmittjaab“ auch zu einem feinen Mann gemacht, aber der einfache und gutmütige Hufschmied machte da, zu ihrem größten Kummer, nicht mit. Sie litt wohl sehr darunter denn eines Tages sagte sie ärgerlich: „Der kann 100 Jahr met Frack un` Zylinder schloofe, un` wird trotzdem koon feine Mann!“

Es war 1968 auf Fastnachtmontag als ich auf meinen Fastnachtsfrühschoppen in Weilbach verzichtete und zur Arbeit fuhr. Um 12 Uhr fuhr ich mit dem Prokuristen und dem Betriebsleiter in eine Kneipe wo die restliche Belegschaft bereits tagte. Um 14 Uhr zurück im Betrieb, schmeckte die Arbeit nicht mehr so recht und als uns der Direktor zu einer Flasche Wein einlud, saßen wir bis Feierabend zusammen und waren allesamt nicht mehr nüchtern. So fuhr man dann zur Wohnung des Prokuristen und soff weiter um dann zu mir nach Hause zu fahren um auch hier noch eine Flasche zu leeren. Die Kollegen wollten mich galant, rückwärts- fahrend in die Garage winken aber da muss wohl etwas nicht mit dem Gaspedal gestimmt haben denn ich fuhr die an der Garagenwand stehend Spielkiste meiner Tochter krachend an die Wand. Inge gefiel dieses Spielchen überhaupt nicht, machte aber „freundliche

Mine zum schlechten Spiel“ und als ein weiteres Flächchen geleert war, zogen die Kollegen voller Tatendrang zum nächsten Termin. Inge aber zog mir ein Fastnachtskostüm an und die Männer unseres Freundeskreises nahmen mich stützend in ihre Mitte und führten mich zum Maskenball- Lokal. Alle Frauen aber bedauerten Inge in den höchsten Tönen und lobten ihre Kontenance „übern grünen Klee.“ Vier Stunden später hatte ich mich mit gedrosseltem Bierkonsum nüchtern getanzt und meine Freunde waren in dem Zustand wie ich vorher. Auf dem Nachhauseweg kamen wir am Nepomukdenkmal vorbei, vor dem Tante Gretel eine Schubkarre mit Winterblumen platziert hatte, die sie von ihrem gegenüberliegenden Schlafzimmerfenster aus bewachte. Da ich nun der Nüchternste war, fuhr ich die Schubkarre unter dem Jubel meiner Freunde auf der Straße umher. Tante Gretel hatte dies alles Beobachtet, verlor aber später kein Wort darüber. Als nun unser Freund Karl Westenberger etwas angeheitert mit seinen Sangesbrüdern von der Singstunde kam und die Schubkarre schob, wurde er von Tantchen vom Schlafzimmerfenster her mit allen ihr bekannten Beschimpfungen bedacht und das waren nicht wenige. Als er sich rechtfertigte und meinte: „Ei de`Hermorn schiebt`en joo aach immer,“ meinte sie streng: „Ja, de` Hermorn derf des aach.“

Die größte Aufregung in ihren Leben bereitete ihr aber ein Mann, den sie schon lange nicht mochte und der ihrer Meinung nach auch im dritten Reich keinen guten Eindruck auf sie hinterlassen hatte. Nunmehr eben hasste sie ihn aber von ganzem Herzen, weil er immer vom Gasthaus „Zum Schwanen“ kommend, auf ihre Blumen oder gegen das Nepomukdenkmal urinierte. Ich habe selten Jemanden erlebt, der sich in seinem religiösen Empfinden dermaßen verletzt fühlte wie Tante Gretel. Wenn ich sie besuchte um über früher zu reden oder alte Fotobilder anzusehen, kam sie immer auf den „Denkmalpisser“ zurück, schilderte mir seine schlimmen Taten von früher, insbesondere ihre Verdachtsmomente seiner zwielichtigen Tätigkeit für die Nazis und schließlich die Querelen seines Vaters. So nahm ihr Wunschdenken immer mehr konkrete Formen an, dass der liebe Gott, der Nepomuk selber oder irgend ein zuständiger himmlischer Rächer ihn bestrafen müsse. Sie formulierte dabei Hinfallen, Arm- oder Beinbruch, Impotenz und Inkontinenz. Eines Morgens klingelte mein Telefon im Betrieb und eine aufgeregte Stimme triumphierte: Er is` tot, de´ heilische Nepomuk hott`en persönlich gestrooft, vorhin hawwe sen tot im Bach gefunne!“ So kann man sich also freuen, wenn man an eine gute Sache glaubt, die in Erfüllung geht! Ich muss aber ehrlich zugeben, dass ich den Mann auch nicht bedauert habe.

Stammtisch und Theke

Diese beiden Freizeitobjekte dienten früher dem gleichen Zweck. Nachdem die Menschen etwas mehr Geld zur Verfügung hatten, standen sie weniger auf dem Dalles und mehr im Gasthaus. Dabei war das um die Theke Stehen den jüngeren und der runde Stammtisch den älteren Jahrgängen vorbehalten. Jene runden Stammtische waren immer zuerst besetzt, dann waren ein bis zwei Tische mit Skatspielern belegt und andere Tische mit sonstigen Gästen.

Die Thekensteher machten den größten Lärm, stritten sich „Über Furz und Feuerstein“, würfelten Runden aus oder knobelten mit Streichhölzern. Meist blieb es nicht beim eigenen Glas, sondern man trank im „fortgeschrittenen Rausche“ aus einem Glasstiefel. Hierbei versuchte jeder neben dem Mundansatz des Vorgängers zu trinken und wenn der Stiefelfuß nach oben zeigte, saugte der leere Fuß glucksend Luft aus dem Schaft. Derjenige dem dies passierte bezahlte dann die nächste Stiefelfüllung. Der vorletzte Säufer aber musste ebenfalls die neue Füllung

bezahlen, weshalb jeder versuchte der Letzte Trinker zu sein, auch wenn ihm der Stoff aus den Ohren lief. Dies führte oft zum totalen Zusammenbruch oder der Verpfändung von Kleidungsstücken und führte zu dem Spruch: „Wer allzeit säuft und allzeit schlemmt, behält zuletzt nicht Jack` noch Hemd!“ Wenn man dann noch im Suff Münzen aus dem Spülbecken des Wirtes tauchte, d.h. aus dem wassergefüllten Becken mit dem Mund eine Münze aufnahm und die angesetzten Wetten gewann oder verlor, boten diese Streiche großen Gesprächsstoff im Dorf. Am längsten erzählte man aber als eine Säuferrunde das Bier aus Eimern oder aus Schuhen soff. Bis zum Stiefelsaufen hatte ich auch meine Erfahrungen, wobei ich allerdings lieber zahlte als der letzte sein zu wollen. Wenn irgend möglich versuchte ich jedoch schon vor dem Stiefelakt zu gehen.

Die Älteren am runden Tisch trieben auch ihren Unfug und sorgten für die Verbreitung der Vorkommnisse an der Theke. Die Skatspieler dagegen waren, bis auf die Spieler, die um den vollen Einsatz spielten, harmlos. Bei letzteren wurde oft Freitags der gesamte Wochenlohn verloren und ihren Familienangehörigen kamen anschließend; „vor Hunger die Tränen waagerecht aus den Augen.“ Einmal verspielte ein Mann die gesamte Kleidung, lief bei Nacht nackt nachhause, begleitet und angeleuchtet von Motorrädern und seine Ehefrau verweigerte ihm den Wohnungszutritt, so dass er zu seinem Elternhaus lief und dort Einlass bekam. Dies hatte allerdings ein gerichtliches Nachspiel wegen „öffentlichen Ärgernisses“, jedoch weniger gegen den Verlierer, sondern gegen die Gewinner und den Wirt.

Bei bestimmten Anlässen wie Kerb und Fastnacht, sowie in späteren Zeiten waren die runden Stammtische auch mit den Thekenstehern besetzt, die in den 70er Jahren immer weniger Stehvermögen zeigten. Man sagte immer: „An den runden Tisch gehen immer noch ein Paar mehr dran,“ und manchmal saß man mehr als eine Stuhlbreite von der Tischplatte entfernt, nur um bei der geselligen Runde dabei zu sein. Es wurde gesungen und Sprüche geklopft und oft spielten Lori Buch, Bernd Mucha und ich abwechselnd auf der Harmonika. Ende der 80iger Jahre kamen immer weniger Gäste, weil die Wirtspreise angezogen hatten und einige Vereine ihr Vereinsheim einrichteten. Somit verschwanden auch die runden, sperrigen Stammtische und mit ihnen ein Instrument der Kommunikation und Gemütlichkeit vergangener Zeiten.

Kanalbau und Straßenmurks

Von einer Kanalisierung der Gemeinde träumte man bereits vor dem zweiten Weltkrieg und zwar weniger wegen der Optik, sondern mehr wegen der Geruchsbelästigung. Normalerweise sollten ja alle Abwässer in die Jauchgruben eingeleitet werden aber man wollte nicht die basischen Waschlaugen oder saure Abwässer in den Jauchegruben haben, weil jener „Puddel“ eben als Dünger auf die Felder aufgebracht wurde. Also flossen diese Abwässer in den Straßenrinnstein. Hinzu kamen dann noch Stall- und Hofdreck der Bauern wenn diese ihren Arbeitsbereich mit Wasser ausschwenkten. Die Krönung war dann das Auspumpen der Jauchegruben auf die Straße, weil die Grube überlief, was meist bei Regenwetter geschah. Die beidseitige Hanglage des Dorfes gewährleistete einen guten Abfluss in den Weilbach und wir froitzelten: „Wenn`s stärker rechent odder leise, dann riecht des ganze Nest noch Scheiße!“ Der Geruch also wurde als störend empfunden, die Optik weniger. Dies hing damit zusammen, dass Straßen und Gebäude, wie auch die Dörfer im Umland in ganz erbärmlichem Zustand waren. Vor, während und nach den

beiden Weltkriegen war kein Geld für Schönheitsreparaturen vorhanden. „Wir wussten damals zwar noch nicht genau was wir wollten, aber dies mit ganzer Kraft!“ Nachdem man nun in den 50ziger Jahren etwas Geld übrig hatte den Putz auszubessern und die Gebäude anzustreichen wurde der Ruf nach einem Kanal, der den Schmutz unter der Erde abtransportiert, wieder laut. Ein regionaler Abwasserverband, dem mehrere Gemeinden beigetreten waren brachte dann den Durchbruch indem er 1964 den Abwassersammler hinter der späteren Eiwobausiedlung erbaute. Somit begann dann im Herbst 1967 in Weilbach der Alptraum einer Kanalverlegung. „Dabei wurde zwar viel gemacht, aber was gemacht wurde war nicht zu gebrauchen.“ Ich hatte nicht die Absicht den Kanalbau zu kritisieren und war mit Müllterrorismus und Genickschussbar gut beschäftigt. Als dann in anderen Straßen die dünnen Tonröhrchen angeliefert und verlegt wurden, gingen viele Bürger zum Bürgermeister und machten auf die „Minniquer- schnitte“ und die mangelnde Verlegungssorgfalt aufmerksam, wurden aber offensichtlich ohne Erfolg abgefertigt. „Damals genügte es nicht keine Gedanken zu haben, sondern man musste auch unfähig sein sie auszudrücken.“ Erst als man in unserer Straße in ca. 5 m Tiefe die Röhrchen in ein unverdichtetes Sandbett legte ohne zu unterstopfen und seitliche Nachverdichtung vorzunehmen, fragte ich bei Bürgermeister Schüssler nach, ob hier niemand von der Gemeinde eine Bauaufsicht ausübt. Er gab zur Antwort, dass er dies überwachen würde. Ich teilte ihm die mangelnde Verlegungssorgfalt und deren Folgen mit und rechnete ihm vor, dass die Rohrquerschnitte unterdimensioniert sind, worauf er mir erklärte, dass er bereits mehrfach in Wiesbaden die gleichen Bedenken geäußert habe. Man bestand dort auf die kleinen Querschnitte damit die Abwässer über die hohe Strömungsgeschwindigkeit das System gleichzeitig reinigen würden. „Planung bedeutete halt für sie, den Zufall durch den Irrtum zu ersetzen.“ Da ich nun solche unerprobten und unsinnigen „Modellrechnungen“ aus meiner Studienzeit kannte, sah ich wenig Hoffnung hier eine Änderung zu erwirken und gab meine Bemühungen auf. Den Vorarbeiter der Tiefbauspezialisten bat ich im Beisein seiner „Hilfskräfte“ das Rohrbett besser zu verdichten, damit sich die Rohre nicht unter der 5 m Erdlast ungleich absenkten. Er machte jedoch nur dumme, schnoddrische Aussagen, die von seinen Gesellen mit größter Heiterkeit quittiert wurden. „Ihr Verstand war offensichtlich ihr Vermögen, aber Armut schändet nicht.“ Wir bezeichneten den kleinen untersetzten Vormann nur als „Balkewatz,“ der mit seinen Leuten herumschrie als seien sie bescheuert, was nach ihrem Aussehen und Benehmen nach gut hätte sein können. Dem einen fehlten im unrasierten Gesicht zwei Zähne und der „Spitzgesichtige“ sah aus wie eine Kanalratte. Alle drei hätten gut in ein Panoptikum gepasst und diese Gestalten sollten nun unseren Kanal fachgerecht verlegen, was ich mir nicht vorstellen konnte. Dem Unternehmen musste man zugute halten, dass überall im Umland Tiefbauarbeiten stattfanden und das nötige Fachpersonal nicht mehr zu beschaffen war. „Wenn auch der Murks zum Himmel stinkt, die Hauptsach` ist die Kasse klinkt“, sagte man vielerorts oder: „Der Bürgermeister prahlt mit Taten, der Bürger zahlt es ab in Raten!“ Als man dann schließlich die Kanalgräben verfüllte, die Zubringerlastwagen den groben Kies seitlich in den Graben kippten, der Baggerführer mit der Schaufel das Material auseinander zog und hier oder dort einmal mit der Baggerschaufel auf das Material haute, kam ich nicht umhin den kleinen „Vierkant“ nochmals zu fragen, ob dies die ganze Verdichtung sei. Der aber meinte überheblich lachend: „des is` Kies, der verdichtet sich selbst.“ „Er sagte damit es gäbe keine Probleme, aber wo er war gab es immer welche“. Normalerweise hätte man, je nach Füllmaterial, alle 30 bis 50 cm mit der Rüttelplatte verdichtet, aber die wurde wohl irgendwo anders dringender

benötigt. Willi Remsperger wurde damals von vielen Weilbacher Bürgern angesprochen die Dinge besser zu kontrollieren, weil der Bürgermeister hier offensichtlich keinen Durchblick habe. Willi aber meinte alles sei rechtens und wäre in guten Händen, nun ja: „Wer schon die Übersicht verloren hat, muss wenigstens den Mut zur Entscheidung haben“, und den hatte er. Schließlich leistete man sich den größten Megamurks bei der Verlegung der Gas- und Wasserleitung, bei der jeder Laie sehen konnte, dass hier Spätschäden zu erwarten sind und als man schließlich auch noch bei der Straßendecke äußerst fahrlässig arbeitete, wurden Kanal- und Straßenbau zum Wahlkampfthema Nummer eins. Zusammen mit den oben aufgeführten Missständen brachte dies die SPD- Regierung in Weilbach zu Fall. „Diese Fraktion konnte man am besten kaputt machen, indem man ihre Befehle ausführte.“

Wenige Tage nachdem die schweren Straßenbaumaschinen aus unserer Straße verschwunden waren, regnete es und über dem ehemaligen Kanalgraben standen überall Wasserpfützen. Jetzt wurden die Anlieger wach, verfassten ein Protestschreiben in welchem sie die Gebührenzahlung verweigerten und sammelten Unterschriften. Bei dem nächsten großen Regen hatten die hinteren Häuser infolge Kanalrückstau Wasser im Keller und etwa ein Jahr später zerriss eine Wasserleitung vor unserem Nachbarhaus infolge Erdsetzung und flutete deren Keller. Die Leitungsbrüche am Kerbwirkungsbereich der Hausanschlüsse mehrten sich im Laufe der Jahre und nachdem die Strassendecke zum Flickenteppich geworden war, fertigte man eine neue Straßendecke. Wenige Jahre nach Kanalfertigstellung musste dann doch ein Reinigungsmolch durchgezogen werden, weil sich einige Rohre abgesenkt hatten und alles auf Kosten des Steuerzahlers. Im März 2000 wurden schließlich die Kanalrohre in der Raunheimerstraße vergrößert und 2007 auch in den Seitenstraßen. Alsdann gab es keinen Rückstau mehr. Für mich war diese „Alles ist klar, keiner weiß Bescheid- Mentalität“ ein Musterbeispiel kommunaler Planung. „Jeder machte was er wollte, keiner machte was er sollte, aber alle machten mit“ und somit erreichten wir das hohe Ziel: „Sparen um jeden Preis, koste es was es wolle!“

Macht oder Arbeit

Nun hatten wir ja die Wahl entschieden und konnten unter Mitabstimmung der CDU regieren bzw. „Macht ausüben“, was ganz und gar nicht in meinem Sinne war. Ich hätte dies lieber wieder den beiden großen Volksparteien, unter Federführung der CDU überlassen, weil jene Machtausübung auch sehr viel Arbeit voraus setzte, die unsere FWG- Leute nicht gewillt waren zu erbringen oder nicht konnten. Ich besuchte die Fraktionssitzungen im ersten Jahr regelmäßig, damit ich wichtige Dinge in meinem Sinne mit abstimmen konnte. Dies hatte seinen Grund darin, weil mich viele Bürger auf der Straße tadelten und beschimpften, weil ich mich nicht an die Fraktionsspitze gestellt hätte, schließlich hätten sie wegen mir und meiner Reklame wegen diese Partei gewählt.

Die Fraktionssitzungen waren für mich eine Qual. Man diskutierte von 20 bis 24 Uhr über „Furz und Feuerstein“ ohne eine Lösung zu finden und ich konnte erst jetzt ermessen wie schwer sich die gegnerischen Fraktionen, vor der Wahl getan haben in unserem demokratischen System sinnvolle Lösungen zu finden. Damals verfolgten ca. 40 % Gemeindevertreter eigene Interessen, und 40 % Parteivorgaben und der Vorsitzende vertrat vorwiegend die Interessen seiner alten Seilschaft vom Kreis und die seines Chefs dem Landtagsabgeordneten. Wir in der FWG hätten es ja ohne Parteivorgaben viel leichter gehabt, wenn wir nicht mehr Eigeninteressenten gehabt

hätten. Franz, ich und drei weitere wollten den Müll- Terrorismus, Kiesverkehr und Genickschussbar beseitigen, fünf hatten Landausweisungen im Auge, bei einem ging es um Parkplätze vor seinem Gasthaus und bei einem um das Anheben seiner Straße, weil im das Bauamt für seinen Neubau falsche Höhenkoten genannt hatte. Mit diesem Wissen kann man sich vorstellen wie schwer es der Fraktion fiel zu entscheiden ob man den neu zu eröffnenden, zweiten Kindergarten von der Gemeinde bezuschusst oder nicht. Tut man es, verliert man nötiges Geld aus der Gemeindekasse, tut man es nicht, verliert man Wähler und Macht. Meine Frage: „Was wollt ihr mit der Macht, gebt sie den Volksparteien zurück“, verstand man nicht. Als ich dann deutlicher wurde und meinte: „Wir haben unser Ziel erreicht und hören nach dieser Legislaturperiode auf, indem wir den Bürgern vermitteln, seht her, wir haben Ordnung geschaffen und falls wir wieder in eine Ausnahmesituation geraten kommen wir wieder!“ Ich löste damit einen Sturm der Entrüstung aus und hörte aus dem Durcheinander nur noch die Worte: „Macht, Wählerauftrag, Einflussname“, gab meine guten Ratschläge auf und besuchte nicht mehr jede Sitzung. Meine Kollegen arbeiteten dann weiter nach dem Motto: „Wer nicht weiß was er will, muss wenigstens wissen, was die anderen sollen.“

Ich war damals überzeugt, dass die Mitbürger die Machtrückgabe richtig verstanden hätten und uns in Problemlagen immer wieder gewählt hätten. Die FWG hatte nämlich mit der CDU zusammen neben der Ordnungsrückgewinnung auch den Friedhofs- und Sporthallenbau erreicht und bewirkt, dass wir nicht zu Hattersheim, sondern nach Flörsheim kamen. Bei Zugehörigkeit zu Hattersheim erschien uns die Gefahr einer Eingemeindung nach Frankfurt zu groß.

Die FWG verhielt sich nach der Eingemeindung: „Wo wir sind ist vorn, und wenn wir hinten sind, ist hinten vorn.“ Trotzdem blieb ich auf Bitten einiger Kollegen vor der nächsten Wahl auf der Liste und trat erst dann aus der FWG aus. Ich war damals sehr deprimiert um den Verlust vieler Freunde aus SPD- Kreisen, die mir meine Aktivitäten gegen sie lange Übel nahmen, ich freute mich aber von Herzen über jeden, den ich zurückgewinnen konnte.

Hausbau und Wohlstand

Wenn man nun bedenkt, dass nach diesem totalen Krieg bereits 1949 die ersten Neubauten errichtet wurden, dann spricht dies für den ungebrochenen Fleiß und Optimismus unserer Bürger. Die ersten 8 Häuser am Langenheinerweg wurden als „Siedlung“ geplant und erbaut. Weil einige Ungarndeutsche zu den Siedlern gehörten nannte man sie im Volksmund „Die Goulaschsiedlung.“ Während jener Bauzeit und danach setzte ein großer Bauboom im gesamten Dorfbereich ein. Die Voraussetzungen hierzu begannen bereits kurz nach der Währungsreform, als Bausparkassen überall Werbungsabende veranstalteten und den Bürgern vorrechneten wie sie mit ihrem kargen Einkommen und mit großer Selbsthilfeleistung in der Lage wären ein Haus zu finanzieren. Dementsprechend einfach war allerdings auch die Raumgröße und -aufteilung. Ein Wasserklosett war zwar im Haus aber nicht immer ein Bad. Diese Bauweise änderte sich erst grundlegend um 1960, doch Ausnahmen bestätigten auch hier die Regel.

Den wichtigsten Schritt aber, für die Realisierung dieses Aufbaues, war die Bereitschaft der Menschen sich zusammenzutun und sich gegenseitig zu helfen. Somit arbeiteten meist Handwerker verschiedene Bauberufe nach Feierabend zusammen und einer lernte von dem anderen „wie was zu machen ist,“ bis schließlich fast alle in der Lage waren ein Gebäude in eigener Regie zu errichten. Mit diesem Können wurde dann der größte Teil aller errichteten Häuser, Eiwobau

ausgenommen, in Eigenhilfe erbaut. Ein besonderes Lob gebührt hier den Heimatvertriebenen, die im „Eigenhilfsprogramm“ die größten Vorbilder waren. Sie waren es auch, die als erste Mischmaschinen gemeinsam anschafften, weil sie ja auch die größte Bauherrengruppe stellten. Demzufolge nutzten sie auch die ersten Bauaufzüge, die an der Mischmaschine kombiniert waren. Dieser Vorteil erklärt sich wiederum daraus, dass die Heimatvertriebenen über den sogenannten „Lastenausgleich“ etwas mehr Startkapital zur Verfügung hatten. Jenes Kapital wurde als Entschädigung für ihr verlorenes Vermögen an sie entrichtet. Die einheimischen Bauherren waren aber Mieter, die nur ihren Verdienst zur Verfügung hatten. Diese gesamte Bauphase lief nicht ganz ohne „Neidgeplänkel“ ab. Einige wenige bezeichneten die Heimatvertriebenen als „Kartoffelkäfer,“ die uns unseren Wohlstand schmälerten, doch waren es meist diejenigen die meinten: „Nichts tun ist besser, als mit viel Mühe nichts schaffen.“

Wer aber nun glaubt unsere Politiker hätten diesen Anfang von dem sogenannten „Wirtschaftswunder“ geschaffen, der irrt. Sie arbeiteten erst einmal nach dem Motto: „Operative Hektik ersetzt geistige Windstille.“ Die Bürger waren es, die nach schwerstem Arbeitstag nach Feierabend nochmals vier Stunden am Bau malochten. Nicht zu vergessen ihre Frauen, die neben ihrer Kindererziehung, dem Haushalt und Nebenerwerb noch am Bau mithalfen. Engpässe im Baubereich gab es dann erst bei der einfachen Haustechnik, der Licht- Wasserinstallation und Spenglerei, weil hier spezielle Fachkenntnisse und Werkzeuge benötigt wurden. Mangels ausreichender Fachfirmen geriet mancher Bauherr an sogenannte Handwerker, denen man ironisch nachsagte: „Wo wir auftreten klappt nichts mehr, aber wir können nicht überall sein.“ Solche Typen hinterließen besonders ihre Spuren bei Großsiedlungen wie Eiwobau 1 von 1969/70, Eiwobau II von 1970/71 und Eiwobau Schillerstraße 1976. Von der Wohnkultur her hatten diese bereits einen modernen Wohnstandart mit Zentralheizung und Sanitäreinrichtungen, während die frühen Bauherren diesen Standart nachrüsten mussten.

Unser Wohlstand ging ganz bescheiden mit dem Bauboom einher. Nachdem die ersten Familien mehr Wohnraum zur Verfügung, hatten dachten sie auch daran ein Wohnzimmer anzuschaffen. Die ersten Anschaffungen nach der Währungsreform waren ein Fahrrad oder ein Radio. Um 1950 sah man bereits die ersten Burschen mit einem Motorrad, welches zumeist mit einem Wechsel bezahlt war. In neuen Öfen und Herden hatte man durch den Einbau von „Warmluftkanälen“ eine bessere Energieausbeute und um 1957 kamen die ersten Ölöfen auf den Markt. Einige Haushalte kochten bereits 1953 mit Flüssiggas und in den Gasthäusern konnte man Fernsehen schauen. Kühlschränke wurden gekauft und die ersten halbautomatischen Waschmaschinen kamen auf den Markt. Dabei waren die reinen Ernährungskosten sehr teuer und ohne Eigenerzeugnisse aus Garten und Feld hätten sich viele Haushalte diese Neuerungen nicht leisten können. 90% der Bürger hatten einen Nebenerwerb und; „gefährlich wurde es nur, wenn die Dummen fleißig wurden,“ weil die moderne Technik immer mehr Fachwissen erforderte.

Um 1960 gehörten Zentralheizungen in vielen Neubauten zum Standard. In Altbauten richtete man Bäder ein und unsere Zeitgenossen, die mit dem Erlös von Sandäckern gebaut hatten, protzten mit „Luxusbädern“ ohne zu bedenken, dass sie vorher noch „über den Radel geschissen hatten.“ (Plumsklo über dem Mist). Viele von uns hatten in jenem Jahr bereits ihr eigenes Auto und bei den wenigen Arbeitslosen warb man mit den Worten: „Bei uns ist Jeder zu gebrauchen und sei es auch nur als abschreckendes Beispiel.“ Das Bruttosozialprodukt war so gewaltig, dass selbst die unfähigsten Politiker nicht in der Lage waren diesen Trend zu

mindern und man Frozzelte: „Jeder wird solange befördert, bis er mit größter Sicherheit unwirksam ist.“ Der Beweis ihrer Unfähigkeit sind die Schulden, die sie damals machten und die uns 2007 fast erschlagen.

In den 60iger und 70iger Jahren kamen auch die Weilbacher Bürger zu einem Wohlstand, den die Menschheitsgeschichte noch niemals gesehen hat und der sich auch niemals mehr wiederholen wird. Die Mehrheit der frühen Nachkriegsgebäude war mit Umbauten, Anbauten und moderner Haustechnik nachgerüstet. Die ersten Wohnungseinrichtungen waren entsorgt und durch teure Luxusmöbel ersetzt. „Großmutter's gut Stubb“ mit damals 16 qm betrug. Jetzt zwischen 25 und 50 qm und neben Gästeklo und Gästebad waren Partyräume und Saunen die Renner bzw. Prahleinrichtungen. Die Autos wurden bei vielen Bürgern zum vorzeigenden Statussymbol und man lästerte: „Der wischt und streichelt sei Auto mehr als sei Fraa.“ Am allerschlimmsten aber trieben es viele mit ihrer Urlaubsprahlerei. Oft waren es Ehepaare mit beidseitigem Einkommen oder reiche Landerben, die schon auf allen Kontinenten ihren Urlaub verlebten und meist auch drei mal im Jahr einen Urlaub buchten. Solange man nun nicht mit ihren Wiederholungen und Berichten konfrontiert wurde, ging einem dies „am Oberschenkel vorbei“. Doch wenn man diese, sich wiederholenden Prahlereien auf Partys stundenlang mit anhören musste, empfand man es besser, man wäre Zuhause geblieben. Auf den Punkt gebracht ist es so: „Wer noch nicht in Asien oder Amerika war, ist ein Sozialfall.“ Dabei haben wir auch in Flörsheim ein Sozialgefälle erreicht was von der Kommune kaum noch tragbar ist, das heißt: „Damit immer mehr immer weniger tun, müssen immer weniger immer mehr tun.“ Die Frage ist nur, „wie lang sind die Wenigen dazu bereit?“ Unsere Politiker sagen mittlerweile Vollmundig: „Lösen können wir diese Probleme nicht, doch wir werden sie auflockern.“ Denn: „Was heute nicht richtig ist, kann morgen schon Falsch sein!“

Wasserkopf und Wassergraf

In Weilbach hatten wir beide Spezien am gleichen Platz und zwar an unserer Natron-Lithionquelle. Von 1928 bis 1964 betrieb ein Herr Cezanne aus Rüsselsheim an der Natronquelle eine Wasserfabrik. Dieser Mann hatte niemals eine Beziehung zu Weilbach und benahm sich gegen die Bevölkerung „wie die Axt im Walde“. Trotzdem wurde sein Wasser auch in unseren Gasthäusern verkauft. Die Bevölkerungsmehrheit konnte sich dieses Wasser aus finanziellen Gründen nicht leisten und deckte ihren Bedarf mit Malzkaffee und selbstgetrocknetem Tee. Da nun auch Bier oder Wein in den Haushalten fehlte, war das Natronwasser ein wahrer Genuss für die Bevölkerung. Die Bauern auf den Feldern schickten Kinder mit großen Aluminiumkannen zur Quelle und ihr Personal tranken es mit sichtlichem Genuss aus dem Stülpedeckel der Kanne. Die Bürgerkinder holten das köstliche Nass in die Haushalte und somit war immer an der Quelle Betrieb. Dies passte den Brüdern Cezanne nicht in ihr Konzept, weil sie gerne mehr ihrer Produktion an die Haushalte verkauft hätten. Sie versuchten uns Kinder immer wieder von der Quelle zu vertreiben und wenn wir Wasserflaschen mit Patentverschluss bei uns hatten, nahmen sie uns diese Behältnisse einfach weg und bestanden darauf, „sie seien ihr Eigentum.“ Proteste unserer Eltern blieben hier erfolglos, denn es galt die Losung: „Ein guter Parteigenosse hat immer Recht, auch wenn er im Unrecht ist.“ Irgendwann sah man dann nur noch die „Wasserholer“ mit ihren 2 bis 3 Liter Stülpedeckelkannen am Brunnen. Die Bevölkerung drückte ihren Frust gegen den Fabrikanten aus, indem sie sagte: „Wenn mir den Wasserkopf nur an unserem Brunne` nie geseh` hätte!“

1964 übernahm dann ein Graf von Oppersdorf die Wasserproduktion, der von der Bevölkerung dann als „der Wassergraf“ bezeichnet wurde. Er vergrößerte den Betrieb, investierte in neue Anlagen und stellte Arbeiter ein. Nachdem ihm das Quellvolumen nicht reichte, legte er eine Tiefenbohrung neben der Quelle an, die ihm den nötigen Rohstoff lieferte. Nun muss er wohl vor seinen Investitionen versäumt haben eine genaue Marktanalyse zu machen, sonst wäre ihm aufgefallen, dass es bereits ein sehr großes Angebot an Mineralwasser gibt, deren Betreiber miteinander im Konkurrenzkampf lagen. Er vertrieb seine Produkte unter dem Logo „Na Li“ und kämpfte einige Jahre um ausreichenden Absatz. Irgendwann in den 70iger Jahren gründete er eine Gesellschaft und nannte den Betrieb in der Parkstraße 80 „Mineral und Heilquellen GmbH.“

Nun gibt es ja in unserer Demokratie Mittel und Wege unliebsame Konkurrenten unter dem Vorwand „leibst du dies Produkt dir ein, wirst du krank du armes Schwein,“ aus dem Geschäft zu drängen. Gewisse Zweige unserer Medien leben sehr gut von der Verbreitung solcher Parolen und man erforschte nie, wie weit diese Aktionen von der Konkurrenz gesteuert wurden. Als nun 1971 ein Bericht in der Zeitschrift „Stern“ über Nitratgehalte in Mineralquellen einige Konkurrenten ausschalteten und Oppersdorf auf GmbH umstellte, bedeutete es auch für die Na Li-Produktion einen Absatzrückgang. Als dann in einem weiteren Testbericht von 1987 alle bekannten Heilwässer auf schädliche Substanzen getestet wurden, stellte der Wassergraf am 1.7.1988 seinen Betrieb ein gemäß der Erkenntnis: „Die Anklage hören viele, die Rechtfertigung nur wenige.“ In der Tat; Im Test waren einige Brunnenbetreiber, die mehr Nitrate aufwiesen und noch heute produzieren. Die Bevölkerung aber aus Weilbach und Umland holten weiter ihr Wasser an der Quelle, wie es die Römer, gemäß Steinfunde einer Brunnenfassung, vor 2000 Jahren bereits taten.

Hochwasser und Rückhaltebecken

Wenn man den Bachanrainern 1974, bei der ersten Anliegerversammlung zur Bachkanalisierung, seine ehrliche Meinung über das Projekt gesagt hätte, wäre man schwer in deren Kritik geraten. Nachdem ich 2001 in einem Artikel des Main-Taunuskreis-Jahrbuches mich mit dem Thema „Der Weilbach und seine Turbulenzen“ technisch und geschichtlich auseinandergesetzt hatte, war ich nicht mehr der Meinung der Stadtplaner. Man hätte alles ohne Rückhaltebecken und Kanalisierung lösen können jedoch nicht aus Sicht der Umweltschützer sondern aus Sicht der Bau- und Geländeplanung. Allerdings nicht nach dem Kalauer: „Wissen ist Macht, nichts wissen macht auch nichts.“ Die Tatsache, dass wir den Anliegern helfen mussten war selbstverständlich dringend gegeben, denn Wasser in den Kellern und feuchte Wände passen nicht mehr in unsere Zeit. Aber beginnen wir doch einmal mit unseren Betrachtungen ganz weit in der dörflichen Vergangenheit.

Als vor rund 10 000 Jahren die ersten Siedlungsplätze in der Gemarkung entstanden, siedelte man, anhand der Spatenfunde, weit weg vom Bachlauf (s. S. 71a). Man fand genügend Wasser an den oberen Zulaufgräben und verzichtete auf eine Bebauung im Talgrund. Man könnte also davon ausgehen, dass diese Naturmenschen weit mehr Respekt und Ahnung von unserem Bachlauf hatten als wir es heute haben. Sie sahen allerdings damals auch noch die versumpften Bachränder und Auen, die wir heute nicht mehr sehen. Erst die Römer rückten etwas näher zum Bach und schließlich kamen die Alemannen noch näher an den Wasserlauf. Offensichtlich blieben sie aber deutlich hinter der Höhenlinie NN 110 Meter zurück und waren vor Hochwasser in ihren Behausungen sicher. Nachdem dann fränkischer

und mittelalterlicher Betrieb herrschte, hielt man vermutlich noch die alemannischen Vorgaben ein. Mann hatte lediglich den kleinen Fehler gemacht und die südliche Tallage ebenfalls bebaut, so dass der Bach nun mitten durch das Dorf floss. Vergleicht man nun sämtliche Bebauungsflächen jener Zeit, dann findet man nicht ein Dorf im Umland, welches von einem Bach direkt durchflossen wurde. Dieser kleine Fehler wurde nun zum Problem, als die Landesherrn anordneten die Dörfer mit einer Wehrmauer zu versehen. Wie sollte man nun das Hochwasser durch die kleinen, vergitterte Öffnungen in das Dorf und wieder hinaus bringen und weil dies selbst dem Dümmden unmöglich erschien, konnte sich Weilbach bis zum Beginn des 30 jährigen Krieges vor einem Wehrmauerbau drücken. Der Zeitnot gehorchend baute man nun doch die Schutzmauer und zwängte das Dorf in eine Zwangsjacke mit üblen Zukunftsfolgen.

Die Menschen innerhalb des Mauerringes vermehrten sich und benötigten Platz für zusätzliche Gebäude und da am Bachrand noch Platz vorhanden war, nutzte man dies als Bauplätze. Ab jener Bebauung hatten die Weilbacher ihr Hochwasserproblem, welches allergrößte wirtschaftliche Schäden nach sich zog und die auch durch den Bau des Rückhaltebeckens von 1989 nicht endgültig gelöst sind. Die Natur zeigte den Weilbachern dann auch prompt im Februar 1784 wie dumm sie gehandelt hatten. Föhnwetterlage, Schneeschmelze und heftiger Regen lies den Weilbach dermaßen schnell anschwellen, dass sich Treibgut in dem Schutzgitter des Einlasses festsetzte und das Wasser sich vor der Wehrmauer staute. Es bedurfte nicht lange, bis sich das Wasser unter dem Druck von etwa 4m Höhe unten einen Durchfluss verschaffte und die Mauerfundamente unterspülte. Die Wehrmauer zerbrach nun durch den Staudruck und der gesamte Stausee über der Burgwiese strömte in das Dorf.

Die Überlieferung sprach von 21 Häusern die mitgerissen wurden. Das Wasser soll über Tage bis zum Mauerrand gestanden haben und die Menschen suchten mit geliehenen Kähnen zu retten, was zu retten war. Das Schlimme an der Sache aber ist, dass niemand etwas aus der Katastrophe gelernt hatte. Die Weilbacher Schildbürger bauten ihre Häuser wieder am alten Platz auf obwohl infolge des großen Krieges damals noch genügend Platz außerhalb des Flutbereiches vorhanden war. „Erst e`mool schaffe war die Devise, denke könne mer später.“ Und sie schafften und schafften bis in das 21 Jahrhundert um im 22 Jahrhundert endlich; „vielleicht die Zeit zum denken zu haben.“

Damals wurde natürlich auch der um 1750 begradigte Bachgraben mit Erde zugeschwemmt sowie die neue Brückengründung unterspült und zerstört. Den jahrlangen Streit mit Mainz über Kostenübernahme für eine neue Brücke nebst Wiederherstellung des Bachgrabens sollte man hier nicht wiedergeben, weil er ein beschämendes Beispiel behördlicher Verweigerung, „von damals bis zum heutigen Tage“ darstellt. Schließlich errichtete das Französische Militär 1792 eine Hilfsbrücke, damit sie ihre militärischen Ziele schneller verwirklichen konnten. Der endgültige Brückenneubau zeigte dann 1808 die Fachmännische Brückenbaukunst französischer Pioniere an. Sie zeigten uns Deutschen wie man die Brückengründung gegen Unterspülung sichert, indem man die Gründungsfläche der Fundamente weit über den Fundamentquerschnitt mit dicken Eichenbalken auslegte. Als man 1993 im Rahmen der Bachkanalisierung den Bachboden unter der Brücke etwas tiefer legen musste, kam man mit unseren besten Schneidgeräten nicht nach unten. Bei genauer Bodenuntersuchung stellte man fest, dass der Untergrund aus alten, harten und zähen Eichenbalken bestand, die unseren Diamantsplitter bestückten Sägen und Trennscheiben widerstanden. Dieser Fund ließ unseren Heimatforscher Willi

Hochheimer die tollsten Theorien entwickeln jedoch nur nicht diejenige, dass es sich hier um die französische Fundamentsicherung von 1808 handelte. „Manchmal ist es gut wenn man schweigt, damit man sich nicht in unnötigen Reden verausgabt.“ Man muss sich darüber wundern, dass diese Eichenbalken nicht bereits bei dem Brückenneubau von 1984 entdeckt wurden. Dies lässt vermuten, dass unsere modernen Brückenbauer ihre Gründungstiefe nicht so ausgeführt haben wie dies erforderlich gewesen wäre. Gott sei Dank aber geben die Eichenbalken auch der Stahlbetongründung genügend Standvermögen, so wie auch die alten Römerbrücken in Deutschland noch immer der Wasserströmung unserer Flüsse trotzen.

Über Planungsfehler und Bürgerbeschwerden im Rahmen der Bachkanalisierung war kein Mangel. 1987 blockierte der Naturschutzverband den Bau des Rückhaltebeckens, 1989 stellte man die Arbeiten wegen angeblichen Fischsterbens ein obwohl ich bis heute keinen Fisch im Weilbach sah. 1995 stellte man fest, dass der Wendekreis an der fertigen Kreuzung Bachstraße/ Linsenberg für Müllfahrzeuge zu klein war und im gleichen Jahr kritisierten die Bürger das Drahtgeländer am Bachgraben. Derjenige welcher ein wenig Fachkenntnis besaß, hatte immer Grund zur schadenfrohen Heiterkeit. Traurig ist allerdings, dass man noch immer nicht begriffen hat die Höhenlinienfläche NN 110 zu entsiedeln. Demzufolge gilt wohl immer noch die vier geteilte Mitarbeiterereinteilung der klassischen Kommunalplanung: 1.) Die Wenigen, die dafür sorgen, dass etwas geschieht. 2.) Die Vielen, die dafür sorgen, dass nichts geschieht. 3.) Die Bürger, die zusehen wie etwas geschieht. 4.) Und schließlich die überwältigende Mehrheit, die keine Ahnung hat was überhaupt geschehen ist!

Renaissance des Brauchtums

Weilbach war einmal im gesamten Umland die Hochburg von Kirchweih und Fastnacht. Beide Brauchtumsfeste haben ihren Ursprung in der Vorchristlichen Zeit und nur die beiden von den Christen geprägten Wortbegriffe erinnern daran, dass die Kirche unsere alten Feste ihrem Programm einverleibte. Genaue Auskunft über jene „Heidenfeste“ geben meine Bücher: „Die Weilbacher Kerb is`doo“ von 1982 und „Fastnacht in Weilbach und Umland“ von 1997.

Die weltliche Kirchweih wurde von 1946 bis 1954 nach altem Traditionsmuster gefeiert und verlor bis etwa nach 1972 ihren Stellenwert total, d.h. es gab einige Jahre keine Kerbeburschen mehr, die dieses Fest organisierten. Als sich nun 1982 Burschen und Mädels mit Unterstützung der Eltern entschlossen die Tradition wieder aufleben zu lassen, stellte ich fest, dass Liedgut und Altbrauchtum fast vergessen waren. Um wenigstens dieses Wissen zu erhalten, schrieb ich das oben aufgeführte Buch und stellte den Veranstaltern das Lied- und Notenmaterial zur Verfügung, mit dem sie Leider mangels Notenkenntnis nichts anfangen konnten. Somit baten mich die nachfolgenden Jahrgänge ihnen die Melodien wieder zu vermitteln, was ich dann bis 1986 tat. Was sie sich selber beigebracht hatten klang, schrecklich. Ich spielte und sang ihnen die Lieder vor und als sie selber mit sangen und es gut klang waren sie vor Freude völlig aus dem Häuschen. Sie schlugen sich auf die Köpfe, hauten sich umherhüpfend auf die Schultern, traten sich in den Hintern und schrieten wie die Irren.

Ab dato gab es wieder jedes Jahr Kerbeburschen und als die Elternschaft müde wurde mitzuhelfen, gründete sich 1995/ 96 eine Gruppe von Burschen und Mädels, die sich nach der alten Weilbacher Postleitzahl 6091 benannten. Sie haben die

Kerbetradition wieder auf die Beine gestellt, wandelten sich 2001 aus finanziellen Gründen in einen „Unterstützungswürdigen“, eingetragenen Verein um, weil nur eine solche Gruppe durch Kommune und Vereinsring unterstützungsfähig war. Als die Kerb in der Sporthalle wegen Besuchermangel trotz der Unterstützung nicht mehr bezahlbar wurde, verlegte man die gesamte Feier 2004 zum „Haus am Bach“ und verzichtete außerdem auf den Kerbeumzug. Jene drei Kerbeumzüge der Vergangenheit waren, mit denen abwechselnd auf einem Bein hüpfenden Burschen, Höhepunkte jeder Kerb` und ein großer Zuschauermagnet. Leider ist es mir nicht gelungen diese Tradition wieder zu vermitteln. Der Wechsel des Festgeschehens zum Haus am Bach hatte sich 2007 zu einem großartigen Erfolg entwickelt. In den letzten Jahren helfen sich Germania, Gemütlichkeit und Kerbeburschen gegenseitig auf ihren Veranstaltungen.

Das Fastnachtsbrauchtum war im Bereich der Kappensitzungen nie erloschen nur wandelte sich die Büttenrede mehr zur Showdarbietung um. Man diskutierte sogar am 24.2.1986 ernsthaft den politischen Vortrag total abzusetzen obwohl dieser eigentlich nach der Mainzer Fastnachtsrevolution im 19 Jh. der Hauptbestandteil unserer Kappensitzungen war. Die schönen Maskenbälle aber waren wegen Besuchermangel für einige Jahre völlig passee. Am 8.2.1985 entschlossen sich Germania, Feuerwehr und Gemütlichkeit mit einer Top- Kapelle den Maskenball wieder zu beleben (GFG- Ball). Dieses Projekt wurde über viele Jahre zum größten Umlandereignis bis auch dies ab etwa 2004 stark zurück ging. Nun versucht man ab 2006 den Maskenball durch eine närrische Schlagerparty zu ersetzen, wobei die Feuerwehr ausschied und der Kerbeverein einstieg. Bisher war man auch mit dem Erfolg zufrieden. Somit bleibt zu Wünschen übrig, dass uns diese Brauchtumswiedergeburt der 80er Jahre erhalten bleibt.

Umgehung und Fluglärm

Als anfangs der 50iger Jahre der Bürgerwiderstand gegen die Kieslobby spürbar wurde, stand noch ein großes Problem in Weilbach an. Es war die Straßenge am westlichen Talgefälle in Höhe der heutigen Metzgerei Press, die einfach nicht mehr in der Lage war den Nachkriegsverkehr der beiden Bundesstraßen B40 und B519 aufzunehmen. Die Engstelle war ein Überbleibsel der Bauplatznot nach dem Wehrmauerbau in der sich fast jede Woche zwei Autos verkeilten und den gesamten Straßenverkehr zum Erliegen brachten. Es bedurfte einiger Jahre bis unsere Politiker dies bemerkten und so erschien 1954 eine erste Abordnung zur Begutachtung und 1958 war sogar der Hessische Ministerpräsident August Zinn SPD und Bundestagsabgeordneter Schmidt- Vockenhausen vor Ort.

Man erzählte bereits nach der ersten Begutachtung im Dorf, dass man diese Straßenge umgehend beseitigen aber darüber hinaus eine Umgehungsstraße bauen werde, die allerdings niemals gebaut wurde. Die alten Bauern frozelten bereits damals: „Die Politiker verspreche vor de Wahl alles was se` solle, halte awwer später nur des was se` wolle.“ Solange die Weilbacher Kommune noch autonom war, stritten sich SPD und CDU einige Jahre über den Trassenverlauf und blockierten so weitere Initiativen vom Land Hessen und der Bundesrepublik. Über den dringenden Straßenbau war man sich zwar einig aber über das „Wie“ blockierte man sich immer wieder selber durch Ablehnung des gegnerischen Vorschlages. Der letzte Vorschlag 1968, von der Mainzerstraße eine Umfahrungsspanne zum Rhein-Main- Schnellweg zu trassieren, scheiterte an der Brücke über die Burgwiese. „CDU die sagten Hü, und Hot sagte die SPD, deshalb; mer kann sich des gut denke, war der Wagen nitt zu lenke`.“ Man kann den Parteien im Nachhinein keinen Vorwurf

machen, weil dies damals überall die übliche Parteienpolitik darstellte. Nur, wäre man sich damals einig gewesen, wäre die Umgehung für Weilbach schon lange realisiert.

Ein völlig neues Bild ergab sich ja dann nach der Eingemeindung zu Flörsheim. Nun waren vier Stadtteile zu entlasten und die Kosten entsprechend höher. Land und Bund gönnten sich nun eine 14 jährige, schöpferische Pause, eröffneten am 25.10.1984 ein planrechtliches Verfahren, welches am 28.11. 1985 vom Land Hessen abgelehnt wurde. Am 6.6.1986 stellte man uns dann einen Zauberer namens „Professor Mensebach“ vor, der mit „Verkehrsberuhigungsmaßnahmen“ die Umgehungsstraßen ersetzen sollte. Am 13.10.1989 hatten die „schnell schaltenden“ Bürger aber erst begriffen, dass dies unmöglich ist und versagten die Zustimmung dieser Maßnahmen. Somit wurde die Diskussion um eine Umgehungsstraße am 29.11.91 in der Presse belebt. Aber wir hatten ja noch unseren Zauberer Mensebach, der am 6.3.1992 einen Beschluss zur Verkehrsberuhigung über Fahrbahnverengungen erreichte. Unsere notorischen Gegner der Umgehungsstraße „die Grüne Alternative“ brachen zur gleichen Zeit wieder einen Streit gegen die Umgehungsstraße vom Zaun. Stadtrat Hegemann, ein Befürworter der Umgehung schlug am 10.6.1992, um kurzfristig zu helfen, ein Tempo 30- Limit vor, was auch abgelehnt wurde und zum gleichen Termin gingen die Bauern gegen eine Fahrbahnverjüngung vor, weil sie mit ihren Maschinen nicht mehr hindurch kämen. Der 24.7.1992 ging dann als „Tag der großen Hoffnung“ in die Geschichte der Umgehungsstraße ein, weil das Bundesverkehrsministerium für die Umgehungsstraßen gestimmt hatte. Nun stellte die „Flörsheimer Zeitung endlich am 7.1.1994 den Trassenplan für die Umgehung vor, der einen unsachlichen und unmöglichen Streit für die nächsten Jahre auslöste.

Der Naturschutzbund hatte sich nunmehr zu den Grünen gesellt und brachte am 6.7.2006 massive Einwendungen gegen die Umgehung vor. Den Bau der B40 hatten beide zusammen bereits wegen „Magergraswiesen, Wickerbachauen und Feldhamsterpopulation verhindert, ohne die geringste Rücksicht auf die Verkehrsgestressten Bürger zu nehmen. Als dann die Stadtverordnetenversammlung in der 28 Kalenderwoche die Planfeststellung für die B519 beschlossen, setzten sie alles in Bewegung, um diesen Beschluss außer Kraft zu setzen. Sie gründeten umgehend die „Bürgerinitiative gegen die Umgehung“ (BiGU) und leiteten eine Unterschriftensammlung ein, um eine Volksabstimmung zu erwirken. Die gestressten und gesundheitsgeschädigten Straßenanlieger gründeten darauf hin am 14.9.06 eine „Bürgerinitiative für Umgehungsstraßen“ (BiPro). Die Volksabstimmung wurde nach peinlichen Schlammschlachten und Demonstrationen beider Parteien von der BiGU am 6.5.2007 gewonnen und die dringend benötigten Umgehungsstraßen gekippt. Nach meinen persönlichen Beobachtungen hatte eine neue politische Gruppierung namens „Die freien Bürger“ (dfb) auch gegen die Umgehungsstraßen gearbeitet.

Nach den äußerst heftigen Attacken, die sich Befürworter und Gegner nach der Abstimmung in Leserbriefen und Bürgerversammlungen lieferten, ist klar zu ersehen, dass die Stadt nun gespalten ist und keine Einheit mehr bildet wie vorher. Der Begriff „Solidarität“ verlor seine Gültigkeit. Nachdem festgestellt wurde, dass die durch den Fluglärm betroffenen Stadtteile in ihrer Mehrheit gegen die Umgehungsstraßen gestimmt hatten, traten viele Weilbacher aus dem „Verein für Flörsheim“ aus, in dem sie schließlich aus Gründen der Solidarität für jene betroffenen Bürger beigetreten waren. Jener Beistandspakt den man Solidarität nennt, funktioniert eben nur dann, wenn mehrere Parteien füreinander Verständnis und Hilfsbereitschaft geben und dies war ja nun nicht erfolgt.

Besonderen Frust lösten dann schließlich die in der Lokalpresse nachlesbaren Begründungen der Straßengegner aus. Neben biologischen und ökologischen Gründen führte man ja auch an, dass die schöne Aussicht von der Flörsheimer Warte durch die Umgehungsstraße, sowie auch die Wanderer gestört würden. Für das Argument „Ackerlandvernichtung“ sollte man einmal in die Vergangenheit der Gemarkung Weilbach schauen. Man stellt dann fest, dass sich kommunale Verbindungswege schon immer durch die Bevölkerungszunahme und technischem Fortschritt veränderten und für eine solche Veränderung wäre es nun wieder an der Zeit gewesen. Das Dorf war gemäß anliegendem Wegeplan mit allen umliegenden Gemeinden durch gerade Wege verbunden. Nachdem man dann im 18. Jh. viele Wege im gesamten Umland zu Gunsten der Landwirtschaft ersatzlos gestrichen hatte, entfielen um 1935 nochmals durch die Flurbereinigung in der Gemarkung Weilbach alleine ca. 8 km Verbindungswege, die der Landwirtschaft zugute kamen. Nach diesen Maßnahmen musste man überall Umwege in Kauf nehmen und konnte z.B. nicht mehr direkt nach Wallau gelangen, sondern musste den Umweg über Wicker und Massenheim in Kauf nehmen, was ja mit Hilfe des Kraftfahrzeuges kein Problem war. Genau so wäre dies mit der neuen Umgehungsstraße geschehen. Man hätte nach deren Bau minimale Umwege fahren können, um dafür bestehende Altstraßen als Wirtschaftswege, für Landwirtschaft und Radfahrer zurückzubauen. Nach diesen Maßnahmen hätte sich der Landverbrauch für die Umgehung nicht so hoch gerechnet wie die Gegner in ihren Gegenargumenten kalkuliert hatten. Aber „wie auch immer“, die Geschichte ist so gelaufen und die Umgehungsstraßenabwähler sind sich nicht darüber klar, was sie in unserer Stadt zerstört haben.

Der geplante Flughafenausbau stellt nun nach der Jahrtausendwende für unsere Stadt ein weiteres großes Problem dar, aber alle Parteien bekennen sich als Ausbaugesegner. Nachdem der Bau einer weiteren Landebahn nordwestlich des Frankfurter Flughafens in den 90er Jahren eindeutig feststand, formierten sich die, durch weiteren Lärm betroffenen Kommunen zu vehementem Widerstand gegen dieses Vorhaben. Die Flörsheimer Innenstadt gehörte nun zu den Wohngebieten, die in 239 Meter Höhe überflogen würden. Was dies für die Einwohner bedeutet ist unvorstellbar. Bereits 1972 hatten wir Tag und Nacht bei etwa 600 m Überflughöhe ein großes Lärmproblem und eine Resolution gegen diesen Lärm wurde von der Flughafenverwaltung überhaupt nicht beantwortet. Eine weitere Resolution 1992 blieb auch ohne Antwort. Die beiden großen Volksparteien befürworteten den Ausbau und als sie bemerkten, dass der Volkswiderstand bedenkliche Formen annahm, leiteten sie im Mai 1998, um die Wählerstimmen zu erhalten, ein sogenanntes „Mediationsverfahren“ ein. Mit anderen Worten, sie beauftragten einen neutralen Vermittler, der eine Konfliktlösung herbeiführen sollte. Dieses Verfahren wurde zu einem unwürdigen Tauziehen gegen die lärmgeplagte Bevölkerung, konnte die Ausbauabsichten nicht eliminieren und führte lediglich zu einem „Regionalen Dialogforum“. In Flörsheim gründete sich nun im Juli 1999 ein „Verein für Flörsheim“, der mit seinen Beiträgen von 62 DM / Jahr und Spenden, Gerichtskosten für Klagen gegen den Flughafen bezahlen wollte. Ich trat dem Verein aus Solidaritätsgründen für die betroffenen Bürger bei und trug die Vereinspost in Weilbach aus, um Portogeld zu sparen. Aus jahrelangen Diskussionen kam dann im Juni 2002 Ministerpräsident Kochs Aussage, dass der „Ausbau des Flughafens nur bei gleichzeitiger Einführung eines Nachtflugverbotes erfolgen darf“. Mittlerweile hatten sich im Umland noch mehr Vereine gegen den Ausbau gegründet und in den Lokalzeitungen schrieb man nur noch von der Flughafenerweiterung. Die

Bevölkerung wurde von den Politikern schamlos belogen und falsch informiert. Klagen vor den höchsten Gerichten wurden immer wieder zu Gunsten der FAG entschieden und die Landes- und Bundespolitiker sprachen sich nur noch für den Ausbau aus. Der Letzte Trumpf der Bevölkerung war dann die Feststellung auf europäischer Ebene, dass die Fa. Ticona mit ihren chemischen Produktionsmedien zu niedrig überflogen wird und bei einem Absturz die gesamte Region verseucht wird. Aber auch diese Hoffnung währte nicht mehr als ein Jahr. Die FAG finanzierte nun über Ankauf den gesamten Umzug des Chemiewerkes mit allen Einrichtungen zum neuen Standort „Industriepark Hoechst“ und erhält nun Grünes Licht zum Ausbau.

Diese Geschichte zeigt wieder einmal, dass die Politiker mit dem Volk machen was sie wollen. Haben sie uns erst einmal ihr Lügenprogramm vor der Wahl glaubhaft gemacht und sind mit knapper Mehrheit gewählt, dann sind die Wähler immer die Betrogenen. Es nützt überhaupt nichts, dass immer mehr Zeitgenossen den Wahlgang verweigern, weil genug Dummköpfe die falsche Partei weiter wählen. Sie scheinen überhaupt nicht zu registrieren, dass unser CDU-Landtags abgeordneter Wintermeier im Kreistag gegen den Ausbau gestimmt hat und im Landtag für das Projekt stimmte. Sie werden auch nicht bemerken, dass Koch im August 2007 sein festes Versprechen des Nachtflugverbotes vom Juni 2002 zurück nahm indem er sagte: „Nach den neuesten Lärmberechnungen kann jedoch sogar eine zunehmende Zahl von Starts und Landungen in der Nacht- Kernzeit stattfinden, ohne dass es für die Menschen lauter wird. Da muss man sich nicht wundern, dass unsere schöne Welt bald kopfsteht!

Sozialstaat und Nutznießer

In unserem alten Weilbach gab es keine Nutznießer oder Asoziale Bürger, weil die Bevölkerungsstruktur trotz frühem Zuzug von Land- und Industriearbeitern durch die bäuerlichen Altbürger geprägt war. Das 1934 gewährte „Haushaltshilfedarlehen“ war kein Sozialgeld im heutigen Sinne, weil die Rückzahlung bei 95 % aller Darlehensnehmer erfolgte. Im Jahre 2000 hingegen leben, außerhalb Weilbachs, bereits mehrere Generationen von Sozialhilfen, die niemals zurückgezahlt wurden und werden. Aus den Medien werden immer wieder große Betrugsfälle bekannt, wo man mehrfach abkassiert und es sich in bekannten Urlaubsparadiesen gut gehen lässt. An der Spitze dieser Sozialbetrüger werden sehr oft unsere ausländischen Mitbürger genannt, die bereits in den 70er Jahren in ihren Heimatländern lebende Kinder von Angehörigen auf ihren Namen schrieben und dafür Kindergeld kassierten. Da ja viele behaupten sie hätten keine Papiere mehr, ist es für sie leicht, sich in verschiedenen Städten als Sozialhilfebezieher anzumelden und sie werden auch noch von den Grünen indirekt unterstützt, weil diese Partei seit Jahrzehnten genauere Kontrollmöglichkeiten verhindert. In einigen Fällen berichteten die Medien von Asylbewerbern mit mehreren Frauen und unzähligen Kindern. Man regte sich darüber auf, dass in diesen Fällen jede Frau mit ihren Kindern vom Sozialamt ein komplett eingerichtetes Haus zur Verfügung hatte und der Mann außerdem Anspruch auf eine eigene Wohnung stellte. Die Kommunen stöhnen seit Jahren unter dieser Last, weil sie die Hauptkosten tragen müssen. Letzten Endes sind es aber Steuergelder, die hier maßlos ausgegeben werden und die ständig über neue Steuern aus dem Volk gepresst werden. Nach den neuesten Steuerberechnungen 2007 musste ein Arbeiter von Januar bis Mitte Juli für seine Abgaben arbeiten. Ab dato gehört sein Einkommen bis zum 31. Dezember ihm selber für Ernährung,

Kleidung, Wohnen und Sonstiges. Aus diesem Missstand resultiert u. a. die Kinderlosigkeit der deutschen Bevölkerung.

Im alten Weilbach vor 1900 wurden Familien, die den Ernährer verloren hatten von der Gemeinde mit dem allernötigsten Bedarf unterstützt. Im 20ten Jahrhundert bezeichnete man diese Minimalunterstützung als „Wohlfahrt“, durch das Wohlfahrtsamt. Es waren jedoch nur drei Familien in Weilbach bekannt, die zeitweise diese Unterstützung bezogen, weil dieser Bezug sehr streng überwacht wurde. Zum einen war dadurch ein Betrug Unmöglich, zum anderen schämten sich die Bezieher vor ihren Dorfgenossern und nahmen diese Hilfe nur in äußerster Notlage in Anspruch. So ist es zu verstehen, dass unsere altweilbacher Mitbürgerin Antonia Kinkel in den 80iger Jahren völlig mittellos in ihrem herunter- gekommenen Häuschen dahinvegetierte und niemand ihre totale Armut erkannte. Sie war sehr fromm und ledig, arbeitete immer fleißig bei Bauern und Geschäftsleuten und trug zuletzt Medikamente für die Apotheke aus. Da sie nur in wenigen Jahren fest angestellt war, hatte sie im Alter nur ein Mindesteinkommen zur Verfügung, welches sie vor dem Hungertod bewahrte. Sie wohnte in ihrem Häuschen ohne warmes Wasser und Beheizung in primitivsten Verhältnissen, klagte nie und war zu stolz auf das Sozialamt zu gehen. Als sie Krank wurde und Nachbarn Verdacht schöpften, bot sich dem zuständigen Sozialpersonal ein schreckliches Milieu an. Man schaffte Toni in ein Heim, wo sie sich , nach ihrer Aussage „wie im Himmel“ vorkam. Wenn man nun bedenkt, dass zeitgleich Sozialbetrüger die niemals etwas in die Sozialkassen eingezahlt hatten im Wohlstand lebten, dann wäre es bereits damals Zeit gewesen etwas gegen Sozialmissbrauch zu unternehmen. Präzise formuliert lebte Antonia nicht „am“, sondern unter dem Existenz- minimum.

Wenn man in Weilbach von arm und reich spricht, muss man wie folgt definieren: Fasst man die Bürgerschaft in zwei Stände zusammen, dann gab es Bauern nebst Geschäftsleute und Arbeitnehmer. Beide hatten ein Sozialgefälle von reich über arm bis hin zum Existenzminimum. Die Arbeitnehmer bildeten in sich nochmals zwei Gruppen, gelernte Handwerker und ungelernte Arbeiter, wobei immer die Qualifikation über das Einkommen entschied. Das heißt: Ein qualifizierter Arbeiter konnte wesentlich mehr Einkommen haben als ein Handwerker. Wohlhabende Bauern, und deren mit Arbeitnehmer verheirateten Kinder genossen den Status reich und die Restbevölkerung waren arm. Die Mischehen aus reichem Bauernhause konnten in der Regel mit ihrem Erbteil ein Haus erbauen, bekamen gemäß testamentarischer Verfügung ein Stück Land oder auf Zeit jährlich ein Schwein, Kartoffeln, Getreide und Milch kostenlos vom Hoferben. Die armen Bürger aber wohnten zur Miete und besserten ihr Einkommen über die Bewirtschaftung eines gepachteten Gartenstückes auf. Diese Gartenstücke waren oft Gemeindeland, mit dessen Erträgen die Gemeindeführung arme Mitbürger deutlich vor das Existenzminimum platzieren wollte. Dieses System funktionierte nur bis die SPD die neuen Sozialgesetze einführte. Jener Sozialschritt leitete die Aufgabe von Eigenverantwortung bei den Armen ein. Sie frequentierten immer mehr das Sozialamt und unsere Ausländer übertrafen sie sehr schnell an Ideen, neue Rechte und Pfründe zu erschließen.

In Weilbach gab es, außer Antonia Kinkel keine Bürger, die unter dem Existenzminimum lagen, jedoch eine, die „am“ und andere, die „vor“ diesem Sozialstatus standen. So waren in der alten Schule neben dem Bürgermeisteramt fünf Familien untergebracht von denen nur eine „am Minimum“ einzuordnen ist, jedoch niemals den Begriff „asozial“ erfüllt. Adam Gaubatz war Arbeiter, den man nach heutigen Begriffen als „unterqualifiziert“ einstufen würde. Zum Vergleich: Heute 2007 werden drei Millionen Arbeiter als unterqualifiziert eingestuft, von denen allerdings die

meisten nicht wollen! Adam jedoch wollte seine vier Kinder ernähr- en und arbeitete. Nur war er als bekennender Kommunist zu stolz neben seiner Tagesarbeit noch einen Garten zu betreuen, weil er meinte, seine Tätigkeit sollte ausreichen die Familie zu ernähren. Zwar schauten die Weilbacher jene Familie etwas „von oben herab an,“ doch brachte die Tüchtige Hausfrau die Familie gut durch, die Kinder erlernten einen Beruf und der älteste Sohn Fritz brachte es bis zum Direktor bei Fa. Buderus. Jene Gemeindehausbewohner zahlten wenig Miete, hatten dafür aber auch keine Hygieneeinrichtungen. Sie gingen auf die Plumpsklos der ehemaligen Schule über den Hof und bezogen ihr Wasser an einer Zapfstelle mitten auf dem Hof gelegen. Sie wurden nur von einer Familie an Sanitär- Primitivität übertroffen, von der man erzählte, dass sie auf dem Erbsenberg, mangels Misthaufen, durch eine Lücke der Wehrmauer in das Gebüsch gingen um ihre Notdurft zu verrichten. Heute 2007 leben die meisten Sozialhilfebezieher in besser eingerichteten Wohnungen als viele Steuerzahler. Für viele Asylbewerber und Eingedeutschte aus Anatolien und anderen Entwicklungsländern ist dies ein Sprung vom Mittelalter in die Neuzeit. Sie nehmen diese Geschenke als selbstverständlich hin, fühlen sich als „Kolonisten des Islam“ und sagen: „In dreißig Jahren haben wir mit unserem Kinderreichtum hier das Sagen.“ Da wir dies alles durch unsere Steuergelder finanzieren müssen, sollte man sich nicht wundern, wenn die deutsche Bevöl- kerung in nationales Denken abdriftet.

Nachlese von A bis Z

Eine Nachlese als Ereignisse und Kurzberichte aus dem Dorfgeschehen ist erforderlich, weil viele Restereignisse nur ein Aussagevolumen von wenigen Sätzen haben. Solche nachgestellten Mitteilungen ordne ich auch nicht als „recherchebedürftige Geschichtsaussagen“ ein, denn diese habe ich ja bereits in meinem Buch „Vereinsleben und Dorffrieden“ von 2005 Band Nr.11 abgeschlossen. Die Nachfolgebände 12 und 13 sind ja „ frei erzählte Lebenserinnerungen und Dorfgeschichten,“ die nur aus persönlichen Aufzeichnungen resultieren. So weit wie möglich soll diese Nachlese alphabetisch geordnet werden.

Abstauber nannten wir Burschen, die kein Mädchen hatten und bei Veranstaltungen warteten, dass am Ende der Fete ein williges Frauenzimmer zur Verfügung stand. So wurde auch nach einem Maskenball eine Betrunkene und in der Likör- Bar hochstimulierte Dame gleich von drei Freiern auf der Damentoilette beglückt. Ein missgünstiger Zeitgenosse benachrichtigte deren Ehemann, der wegen Trunkenheit früher nachhause gegangen war. Als dieser erschien und sie wutschnaubend zur Rede stellte, rechtfertigte sie sich in ihrer Not mit dem Zitat: „Ei mich hotts so gejukt, un` du worst nit doo!“

Ausgrabungen von 1945 bis 2000 sollten hier kurz erwähnt werden. Zwischen 1951 und 1958 wurden in Weilbach zwei fränkische Friedhöfe von dem Archäologen Prf. Dr. Helmut Schoppa ausgegraben. Die Ergebnisse sind in seinem Band I „Die Fränkischen Friedhöfe von Weilbach Maintaunuskreis“ nachzulesen. Die Gräber waren zwischen 400 und 800 n. Chr. angelegt und wiesen neben fränkischen Fürstengräbern und christlichen Einflüssen auch alemannische Gräber aus. Grabung Nr. 1 lag im Karree Jos. Theis- Thomas Mann- und Raunheimerstraße. Die spätere Grabung Nr. 2 lag östlich der Autobahnbrücke (A3) und der Mainzerstraße (B40). Bei der ersten Grabung wurden außerdem reichliche Wohnspuren von Bandkeramikern bis hin zur Latenezeit (Kelten) freigelegt und wie bereits auf Seite

67 erwähnt, lagen ihre Behausungen etwa 150 m vom Weilbach entfernt an einer alten, natürlichen Entwässerungsrinnen der oberen Feldlagen. (siehe Bl. 71a).

Die im Beitrag „Wasserschloss“ erwähnten Grabungen von 1997 liegen 2000 m. westlich der o.a. Funde und decken alle Kulturen von Bandkeramik bis zum Mittelalter (Oberweilbach) ab. Auch sie lagen ca. 300 m. vom Weilbach an natürlichen Entwässerungsrinnen südlich einer uralten Wegeverbindung Weilbach - Wallau. Die Wegetrasse verlief fast Parallel zum Bach und wurde etwa 1500 m. von den „Gutebornquellen“ bis hin zur „Steinernen Römerstraße,“ auf ihrer Südseite von den Siedlungen begrenzt. Bis auf die beiden Ringgräben von 15 m. Durchmesser konnte bei allen Funden die ehemalige Zweckdienlichkeit geklärt werden. Bei den Ringgräben bleiben vorläufig die Aussagen Hügelgräber- oder Wachturmabgrenzung strittig. Auskünfte über alle Funde geben die Zeichnung Nr. 02 in Bd. Nr. 1 „Weilbach im Wandel der Zeiten“ M 1:10.000 oder die große Fundkarte M1:500.

Burg, Wasserburg und Schloss wurden bereits immer wieder in meinen Berichten seit 1980 erwähnt. Es haben sich aber in den Jahren bis hin zu 2007 keine urkundlichen Unterlagen gefunden, die über Alter, Ursprung, Zweck und

Erbauung Auskunft geben könnten. Spuren aus deren Sicherung wir Antworten ableiten sind wie folgt vorhanden: **Die Burg** am nordwestlichen Talhang ist wahrscheinlich nicht die älteste Schutzanlage Weilbachs. Anhand der Grabfunde von fränkischen Fürsten der frühen Merowingerzeit um 500 nach Chr. sollte man davon ausgehen, dass ein Fürstensitz mit einer einfachen Wehranlage versehen war. Die Geschichtsberichte verweisen fast alle darauf, dass bei der Ausbreitung der Frankenbewegung der Stammesverband an strategisch wichtigen Stellen kleine befestigte Wehranlagen errichtete. Somit wäre die Ersterrichtung einer geschützten, fürstlichen Wohnanlage denkbar, von der wir aber nicht wissen wie sie aussah. Über umfangreiche Grabungen könnten wir zwar Erkenntnisse gewinnen aber Kosten und Erkenntnisse stehen in keinem ökologischen Verhältnis, welches diese Bemühungen rechtfertigen würde.

Die Errichtung der Burg, mit dem heute noch nachvollziehbaren, verschobenen rechteckigen Grundriss sowie den noch erhaltenen Gebäudeteilen, müsste man vor die Ersterwähnung von 1122 datieren. Aus der 1137 datierten Mainzer Bestätigungsurkunde ging hervor, dass Weilbach damals zum „Gau Königssundera“ gehörte, welches einem Gaugrafen Rudolf unterstand. Siegfried der II von Eppstein war in jener Zeit Erzbischof von Mainz und so bekamen die Eppsteiner Weilbach als Lehen. Betrachtet man das Gemäuer der Gesamtanlage im Jahre 2000 dann fällt auf, dass viele Bruchstücke alter Bauelemente in dem Gemäuer zu finden sind, die man einzeln untersuchen müsste, um Altersbestimmungen treffen zu können. Somit bleibt nur die Hypothese, dass möglicherweise um 1100 n. Chr. die vermutlich altfränkische Anlage grundrenoviert oder Überbaut wurde. Von den effektiven Bauherren liegen zur Zeit keine Unterlagen vor und solange dies so bleibt, sind alle Spekulationen wertlos. Das Schloss stand 1609 noch nicht, denn in Wilhelm Dilichs Zeichnungen sind die Türme mit einem seitlich angeordneten zusätzlichen großen Wohnturm zu sehen, der wahrscheinlich nach dem 30 jährigen Krieg die Steine für den Kirchnerneubau von 1653 lieferte. Hätte damals bereits ein Schloss bestanden, hätte es der sehr genau arbeitende Dilich auch gezeichnet. Nach dieser Beobachtung wohnten der Oberamtmann von Höchst 1618 bis 1628 und der Schultheiß Johann Philipp Link und dessen Sohn Johann Philipp von 1635 bis nach 1661 nicht im Schloss, sondern in den Wohngebäuden der Burg. Erfolgte der Bau

des Schlosses etwa erst nach 1661? In einem Vertrag zwischen Cornelius Bernbach und Caspar Lang von 1750

ist nachzulesen dass C. Lang: „Im Herschaftl. Schloß die eine Wohnung, der Neubau genannt“ als Wohnung nehmen sollte. Wann und von wem das Schloss erbaut wurde, geht aus nachfolgendem Denkmodell hervor. In dem Vertrag wird die Familie Metternich erwähnt, die damals das Anwesen als Pfandgut in Besitz hatten, aber erst 1671 Eigentümer wurden. Michael Graf Wolff- Metternich wollte um 1980 in seinem Archiv in Norddeutschland nachschauen, ob dort Unterlagen abgelegt sind, wurde aber nicht fündig.

Das Schloss mit dem 2007 sichtbaren Fachwerk lässt folgende Schlüsse zu:

Von der Vorderansicht aus betrachtet sind zwei Bauabschnitte zu sehen. Der linke Bauabschnitt mit der, nicht ganz zentrischen, Freitreppe ist etwas älter als der rechts angelehnte Anbau. Hier handelt es sich vermutlich um den, im Bernbach / Lang-Vertrag von 1750, erwähnten Anbau „der Neubau genannt“, welcher demzufolge etwa um 1740 errichtet wurde. Der linke, vermutlich ältere Bau weist eine symmetrische Hölzerstellung auf, ist als Rähmfachwerk zu bewerten und erinnert mit seinen überstarken Eckstützen an das alte Schulhaus in der Schlosstraße 1. Demnach müsste es „in der Übergangszeit mittelalterlicher Hölzer-

stellung“, nämlich vor dem 30jährigen Krieg erbaut worden sein, wo die Baumeister noch eine Konstruktion zwischen Pfahlbau und Rahmenbau anwendeten. Es ist sogar denkbar, dass Schule und Schloss vom gleichen Baumeister errichtet wurden. Somit könnte es nur zwischen 1609 und 1618 erbaut worden sein. Man sollte nahezu von einem Erbauungstermin in dieser Zeit überzeugt sein, weil dieser Prachtbau nur damals noch finanzierbar war und der Bauherr wäre somit der Kurfürst Anselm Kasimir in Mainz, der 1628 von Joh. Adolf Wolff- Metternich 2000 Reichstaler zinsbar geliehen hatte und das Weilbacher Anwesen am 10.12. 1631 über eine Pfandverschreibung an die Metternichs verpfändete. Nachdem die Schuldsumme um das dreifache angewachsen war, wurde der Besitz am 27.12 1671 notariell an die Familie Metternich als Eigentum überschrieben. In der Zeit des Anbaues waren die Familie Metternich „die wirklichen Besitzer von Schloss und Gut Weilbach mit allen Gefällen Jagd und Fischerei, bis die geschul- dete Summe bezahlt sei“. Aufgrund dessen könnte man davon ausgehen, dass die Metternichs sowohl die Vertragspartner von Bernbach / Lang, als auch die Erbauer des Anbaues waren. Der kleine nördliche Küchenanbau dürfte dann irgendwann danach der letzte Anbau gewesen sein.

Die Wasserburg wird in Weilbach immer wieder als „Sage“ erwähnt und Willi Hochheimer ist Überzeugt, dass es sich um die Metternichsche Burg handelt. Für meine Begriffe wäre dies allerdings ein physikalisches Wunder, weil an der Hanglage kein Wassergraben zu befüllen ist. Die geschlossene Gebäudeeinheit des „Gasthaus zum Schwanen“ wäre dann schon eher als Wasserburg vorstellbar und zwar aus folgenden Beobachtungen: **1.)** das Gebäude liegt auf einer breiten Ebene innerhalb der NN 110 Meter Höhenlinie und bot genügend Platz für einen breiten Wassergraben, der vom Weilbach mühelos mit Wasser versorgt wurde. **2.)** Der fast ovale Gebäudegrundriss mit seinen beiden Torzugängen entspricht, den damaligen Vorstellungen einer wassergeschützten Anlage. **3.)** Der Bach um- floss noch bis zum Jahre um 1750 etwa 50% des Gebäudes. **4.)** Nachdem am 8.4.1994 der erste Bauabschnitt der Bachkanalisierung beendet war fragte mich einige Monate später der Eigentümer jenes Gebäudes, warum sich nun plötzlich an verschiedenen Stellen seines Anwesens Mauerrisse bildeten. Ich klärte ihn darüber auf, dass es sich hierbei um Setzrisse handeln würde, die durch Grundwasserabsenkung entstanden

sind. Die Planer haben es versäumt, Öffnungen im hermetisch geschlossenen Kanalbett zu belassen, damit das über hundert- tausende von Jahren gebildete Wasserbett im Bachumland erhalten bleibt. Nachdem der Wasserzulauf abgetrennt war, trocknete der Untergrund unter dem Schwanen aus, das Gebäude senkte sich infolge verschiedener Schichtenlagerung ungleichmäßig ab und brach minimal auseinander. Diese heftige, sogenannte „tektonische Rissbildung“ lässt wiederum darauf schließen, dass dieses Gebäude ursprünglich einmal insgesamt im Wasser stand.

5.) Nordwestlich der „Schwanenimmobilie“ steht das Haus der Familie Spengler. Der Nachfahre Horst erzählte 2006, dass sein Haus in den letzten vier Generationen zwei mal unterfüttert wurde, weil es sich absenkte. Trotzdem sei etwa in der Hausmitte eine kleine Stufe entstanden. Dies stellt den letzten Beweis dar, dass dieses Gebäude nach dem Wehrmauerbau, aus Platzgründen, teilweise auf dem verfüllten Wassergraben errichtet wurde.

Diese fünf Tatsachen sollten eigentlich genügen die Hypothese aufzustellen, dass falls eine Wasserburg in Weilbach existierte, sie hier zu vermuten ist. Welche Breite der Wassergraben hatte wäre mit minimalem Aufwand über einen Rutengänger zu ermitteln. Letzte Zweifel würden dann eine Kostenaufwändige

Grabung beseitigen. Dabei wäre auch die Möglichkeit gegeben über eventuelle Funde das Alter der vermutlichen Wasserburg zu bestimmen. Mit sehr viel Fantasie vermutete man ohnehin an dieser Stelle bereits eine Raststätte in römischer Zeit, weil sich hier eine Wasser- und Tränkestelle genau in der Streckenmitte Mainz - Höchst anbot. Man spekulierte sogar weiter und glaubte in der Mark Ober- und Niederweilbach eine Verbindungsachse zweier wichtiger Straßenverbindungen Jener Zeit zu sehen. Beispielsweise zwei kommunizierende, straßensichernde Wachtposten oder Verteilerstellen der umliegenden Versorgungshöfen an der steinernen Straße und der Heerstraße. Immerhin wurden 1997 bei Notgrabungen wegen der Schnellbahntrasse zwei kreisringförmige Gräben neben römischen Funden festgestellt, die von den Geologen als „römische Wachtürme“ vermutet wurden. Jene Kreise von 15 m Durchmesser wurden bereits 1989 von Dr. E. Schütz, Karl Kleber und dem Autoren vermessen, weil dort das Getreide im Ringspalt (1,5 m) ca. 15 cm höher stand. Ein hinzugezogener Experte deutete die Gräben, entgegen den Archäologen von 1997, als Eingrenzung von Hügelgräbern, was die Theorie der Wachtposten wieder mindert. Da nun weitere Einzelheiten um Oberweilbach keine Erkenntnisse zum Alter der Wasserburg geben können, sei das Thema hiermit abgeschlossen. Information über die Funde siehe unter „Ausgrabung“ Seite 75.

Charaktereigenschaften unterliegen sehr oft nicht der Kontrolle der Menschen, sondern resultieren aus einer krankhaften Psyche. Wenn man dies so bewertet, erspart man sich viel Kummer und Schmerz wegen Diskriminierungen durch Zeitgenossen. Die alte Redewendung „man muss die Menschen nehmen wie sie sind“ versteht man erst, wenn man oft genug diskriminiert wurde und diese Angriffe aufarbeitet bzw. darüber nachdenkt. Namhafte Psychologen behaupteten es gäbe kaum ein Mensch, der völlig normal reagiert, was dann zu der Frage führte; was ist denn Normal? Wohl dem, der sich diese Frage selber beantworten kann indem er einen Mittelwert der menschlichen Empfindungsvielfalt annimmt und diesen als Normalverhalten wertet. Man übersieht dann die vom Psychologen als nicht Normal bewerteten Eigenschaften wie überhöhtes Geltungsstreben, Missgunst, Neid oder sonstiges Fehlverhalten. Solange der Zeitgenosse niemand provoziert und dies über seinen Kopf steuern und unterdrücken kann, ist dies auch noch erträglich. Von dieser

Perspektive aus betrachtet erfüllten 90% aller Zeitgenossen, die meinen Weg kreuzten, diese Norm. Von 9,9 % die außerhalb dieser Norm lagen, distanzierte ich mich ohne sie dabei zu verletzen und bei jenen 0,1 % kommunizierte man nur im äußersten Notfall.

Abgesehen von den vier Weilbacher Bürgern, die ich in meinen Berichten indirekt als sehr schwierig oder „Bewusstseinsgespalten“ andeutete, hätte man auch mit den anderen in Streit geraten können aber ich wollte nicht. Schließlich suchte man sich seinen Freundeskreis aus vernünftigen Menschen aus und bei Veranstaltungen gesellt man sich auch nur zu angenehmen Zeitgenossen. Gemäß den vielen Vereinsstreitereien in der Vergangenheit mögen diese, außerhalb der Norm liegenden, 10% zeitweise größer gewesen sein. Allgemein machte man die damals schlechteren Lebensbedingungen dafür verantwortlich.

Grüne Hunde gibt es in der Natur keine, doch hatte unser Töchterchen Pia eine Vorliebe für grün. Also griff sie zu grüner Wasserfarbe und malte Opas weißen Kanadischen Schäferhund grün an. Als „Bär“ sein Herrchen am Tor freudig begrüßte fiel der Mann fast vor Schreck von seinem Fahrrad. Als er zornig in den

Hof eilte, strahlte ihn sein 4 jähriger Liebling mit Pinsel und Farbe in den Händen erwartungsvoll an. Somit verzichtete er auf ein Donnerwetter und während Mutti die grün verschmierte Künstlerin schrumpfte, tat Opa desgleichen mit seinem weißen Hund. Wenig später beglückte sie Papa mit einem originellen Geburtstagsgeschenk. Irgendwo hatte sie eine Maurerkelle organisiert, die sie mit grüner Maschinenfarbe anmalte. Mama musste ihre Kleider anschließend entsorgen und die damals „erste Grüne“ mit Pinselreiniger behandeln. Ihr Kunstsyndrom wurde von uns behandelt, indem man Farben und Pinsel wegschloss.

Hammelbraten einmal anders wurde auf Kerbemontag um 1962 serviert. Hans-Günter und Anneliese waren auf Besuch aus Buenos Aires in Weilbach und weil es keine Kerbeburschen gab, zogen wir bereits morgens mit dem Akkordeon und Gitarre von Gasthaus zu Gasthaus. Nach der letzten Kneipe war unser Feierkreis um 14 Uhr stark angewachsen. Klaus Müller trug eine große Sonnenblume voran und sein Nachbar Dr. Zeiträger, genannt Leo, schlug mit schrecklichem Getöse zwei Topfdeckel gegeneinander. Alle sangen auf der Hauptstraße so laut und Falsch wie möglich die Kerbelieder, wobei Leo ganz leicht gegen ein PKW taumelte. Als der Beifahrer sich bei geöffnetem Fenster höflich entschuldigte, schlug ihm Leo seine Sandale aufs Haupt und ich dachte: „Jetzt brauche die en Kaffee!“

Der wurde auch bei mir mit Zwetschgenkuchen serviert und bevor wir weiterzogen bat Hansgünter um mein Chinabecken mit Trommelstock. Mittlerweile hatte Walter Allendorf seinen jungen Hammel angeleint und führte ihn mit zur nächsten Lokalrunde, wo der „musische Leo“ mittlerweile mein teures Chinabecken misshandelte. Da er den Trommelstock zerfetzt hatte, bediente er sich mit einer Luftpumpe, die er einem Fahrrad entnommen hatte. Mit deren Hilfe hatte er dann in kurzer Zeit das Instrument kurz und klein geschlagen. Anschließend verliebte sich der Tierfreund in den Hammel und weil wir nicht wollten, dass er ihn führt, kaufte er ihn kurzerhand dem Besitzer ab und lies ihn auch an seinen Lieblingsgetränken teilhaben. Um 17 Uhr hatten wir eine weitere Lokalrunde absolviert und befanden uns mit „musikähnlichem Radau“ auf der Hauptstraßenbrücke, als der angetrunkene Hammel durch ein vorbeifahrendes Auto scheute, sein betrunkenes Herrchen umriss und über den Straßensplitt schleifte. Leo blutete stark im Gesicht und konnte nicht mehr gehen, weshalb wir ihn in den Hof von Metzgerei Müller schleiften. Unser

Gitarist Roland Hof holte Leos Auto und so fuhren wir ihn vor seine Praxis. Ich hatte die dankbare Aufgabe unternommen unseren Kumpan von hinten unter die Arme zu fassen und in die Praxis zu schleifen, wurde aber von seiner Ehefrau brutal gestoppt, indem sie meine Wehrlosigkeit ausnützte und mir einige kräftige Ohrfeigen versetzte. Ihre Streicheleinheiten wurden mit fröhlichem Gegröle unserer Saufkumpanen quittiert, die sich mittlerweile vor dem Nachbarhause Müller eingefunden hatten. Nachdem ich Leo mit roten Wangen auf seine Praxisliege deponiert hatte und vor Müllers Tor stand, viel ein Schuss und der Hammel war tot. Auf einem Grill aus vier Hohlblocksteinen worüber ein Stück Maschendrahtzaun lag, wurde das Tier gegrillt. die Kohlen lieferte ein Lagerfeuer, das nebenan loderte. Bei Musik und Gesang hatten wir, um ein Uhr früh, das Tier schließlich bis auf ein Rippenstück verspeist, als die Hausherrin meinte: „Des müsse mer awwer dem Leo uffheewe!“ Beim Aufräumen am nächsten Tag standen Müllers Boxerhund und unser gleich- großer Sohn Michael sich in Augenhöhe gegenüber und der Kleine meinte mit dem Finger auf ihn zeigend: „Un` deen Hammel schlachte mer moje!“

Rechtssprechung ist Glücksache in unserem Rechtsstaat. Wie man die Bürger dazu bringt jegliches Vertrauen an diesen Rechtsstaat zu verlieren, zeigen folgende Beispiele. Um 1970 fuhr ich jeden Tag die Strecke Weilbach - Sindlingen. Eines Tages erhielt ich eine Anzeige wegen Überholens im Überholverbot am Autoberg Hattersheim, mit einem blauen Opel und einem frechen Grinsen im Gesicht. Da ich auf der Dienststelle glaubhaft machen konnte, dass ich um die angegebene Zeit diese Strecke nie passiere, einen grünen VW- Käfer fahre und bei der Fahrt nicht grinse, fertigte man ein neues Protokoll an. Der Anzeiger gab nun an es wäre zu dunkel gewesen, weshalb er Farbe und Autotypen nicht hätte unterscheiden können. Er erkannte aber das Nummernschild und sah mich in seinem Seitenspiegel grinsen. Nachdem der Anzeiger bei dem ersten und zwei- ten Gerichtstermin nicht erschien, erklärte ich klar und deutlich bei dem nächsten Termin nicht mehr zu erscheinen was mich 50 DM Geldbuße kostete.

Im nächsten Fall fuhr ein Stadtbus an der Haltestelle Bolongarostraße / Waage in Ffm- Höchst ohne Ankündigung auf die Straße. Ich war gezwungen zu bremsen, wobei mir ein PKW hinten auffuhr. Laut Gerichtsurteil musste meine Versicherung dem Auffahrer die Hälfte seines Schadens bezahlen und ich sollte den Busfahrer für den Schadensrest haftbar machen, was bei den Stadtbetrieben aussichtslos war. Bei einem dritten Fall sollte ich als Zeuge aussagen. Ein PKW- Fahrer wollte in einem Stau bei Schrittgeschwindigkeit auf die wenige Meter entfernte Abbiegebahn gelangen und überholte die Kolonne auf der Straßenmitte. Ein Busfahrer, dem dies nicht gefiel, lenkte sein Fahrzeug gegen den Überholer, provozierte einen Unfall und ging straffrei aus. Der von ihm böswillig Geschädigte bezahlte die Rechnung. Hätte keine Provokation stattgefunden, wäre überhaupt nichts passiert!

Solche Urteile sind für den Normalbürger bereits nicht zu verstehen. Total unverständlich erscheinen ihm aber die Freisprechungen bei Strafsachen in Wirtschaft und Politik, wo es um Milliardensummen ging. Da hatte ein Bauunternehmer über Falschbuchungen mehr als zwei Milliarden DM veruntreut, über 2000 Kleinunternehmer in Konkurs getrieben und lebt nach Untersuchungshaft und Gerichtsurteil weiter in Luxus. Dem gegenüber stand eine kleine Kassiererin bei Fa. Schlecker, die eine Rollen Dropse (30 Pfg.) gegen ihr Halsweh, noch unbezahlt an der Kasse liegen hatte. Sie verlor lt. Urteil ihren Job und das letzte Monatsgehalt. Aus vielen meiner Berichte kann man ja entnehmen, dass die milde Rechtsprechung gegen Wirtschaft und Politik in keinem Verhältnis zur harten Bestrafung gegen

Kleinbürger steht. Dieser Unterschied ist der breiten Volksmasse bekannt und wird unserem demokratischen System Schaden bringen.

Thekendiagnosen waren nicht alltäglich aber machbar, jedenfalls in Weilbach. Ich hatte bei Schwager Ullrich in Okriftel den letzte Mörtel vermauert, fuhr bei Dunkelheit nach Hause und als mir ein unabgeblendetes Gegenfahrzeug die Sicht nahm streifte ich zwei, auf der falschen Seite gehenden, Personen. Ich schlug mit dem Kopf auf die Landstraße auf und mein im Stirnbereich dick gepolsterter Sturzhelm rettete mir mein Leben. Nach gegenseitiger Absprache und ohne Polizei fuhr ich nach Hause und hatte Mühe meinen Helm abzunehmen. Nach Abnahme Desselben bildete sich ein gigantischer Bluterguss an der Stirne, weshalb ich zu Leos Praxis ging. Seine Ehefrau schickte mich zum Schwanen, wo er mit einer Horde Kumpane an der Theke stand, deren Gejohle mir noch heute in den Ohren klingt, als sie mich sahen. Der angetrunkene Leo machte ganz gelassen ein paar Übungen wegen Gehirnerschütterung mit mir und meinte grinsend: „Hoste noch Rivanol dehoom, dann mach Umschlääch, mehr kann ich aach nit mache“. Somit war die Behandlung beendet.

Unfälle kurios waren in unserer „Motorradfahrerzeit“ an der Tagesordnung. Es gab nur wenig Kraftverkehr und so gut wie keine Alkoholkontrollen. Somit tranken wir was wir wollten, wobei die Unfälle weit weniger blutig ausgingen wie heute. So stand Kamerad Gustav, nach anstrengendem Tanzabend, noch lange bei seiner Flamme unter dem Torbogen und fuhr dann völlig übermüdet Richtung Heimat. Auf seinem Motorrad übermannte ihn der „Sekundenschlaf“ in der Kurve. Sein heißer Stuhl aber trug ihn geradeaus über die Straßenböschung in die Sumpfwiese. Er meinte im Nachhinein, dass er sofort wieder wach gewesen sei, sein Krad auf die Straße schob und scheppernd nachhause fuhr.

So etwas geht sehr schnell. Ich fuhr bei Helmut Fritz auf dem Sozius mit und nachdem wir im „Ländchen“ diverse Kneipen besucht hatten, fuhren wir singend in Richtung Heimat. Vor Weilbach kam er auf einer Kieslache ins Schlingern und fuhr über den Straßengraben auf einen frisch gepflügten Acker. Dabei hob mich eine Riesenkraft aus dem Sattel und warf mich auf den weichen Boden. Anschließend bogen wir den Lenker gerade, richteten die Kotflügel und setzten unsere „Spritztour“ laut singend fort. Mit dem gleichen Akrobat trank ich in der Flörsheimer Bumskeipe „Arche- Noah“ diverse Bierchen und wir machten anschließend, dicke Zigarren rauchend, meinen Feuerstuhl klar. Ich redete während der Fahrt immerzu mit Helmut und als ich keine Antwort bekam, drehte ich mich um und sah niemand auf dem Sozius. Na ja dachte ich: „Heute hast du aber wirklich ein Bier zu viel abgeschüttet“ und fuhr zurück. Auf halbem Wege kam mir auch Helmut schon entgegen, rieb sich den Hosenboden und schimpfte: „Du blöder Hund, ich hab joo noch gornit richtisch gesetze un` doo bist duu schun loos geforn!“

Einen lustigen Unfall leistete sich unser Kamerad Artur mit seinem PKW in Höhe Weilbacher Kriegerdenkmal. Er fiel nach einigem Alkoholgenuss nach Mitternacht in Sekundenschlaf und an den Reifenspuren konnte man morgens den Vorfall rekonstruieren. Erst prallte er an den rechten Randstein, dann an den Linken, nun trieb es ihn wieder über die Straße und eine Reifenspur war in ca. 60 cm Höhe am Haussockel zu sehen. Anschließend schleuderte er wieder über die Straße und kam vor dem Kriegerdenkmal zum Stehen. Hier erwischte ihn dann der Schock, der ihn über die Mainzerstraße rennen ließ, wo er sich unter dem Lastwagen des Getränkehandlers Vix versteckte. Die Polizei war schnell zur Stelle und suchte den Fahrer mit Hunden, die den Übeltäter auch vor dem Auto ausbellten. Nachdem er freiwillig sein Versteck nicht preisgab, zog man ihn mit Gewalt aus seinem Verlies,

wobei er die Beamten „Wichser, Aaschlöscher und Drecksäck“ titulierte. Nach dem keinerlei Sachschaden festzustellen war und der Alkoholspiegel nur knapp über dem gesetzlich gestatteten Limit lag, bekam er nach absehbarer Zeit seinen Führerschein zurück. Für die Weilbacher Stammtische aber, bedeutete der Fall einige Tage Gesprächsstoff.

So wor des sellemool im aale Weilbach und man lebte nach dem Motto:

Wenn gute Freunde klug dir raten, und kritisieren Deine Taten, dann denke stets vor allen Dingen, an Ritter Götz von Berlichingen. Un` mit Awweit is` des soo uff Erden, - sie kann sehr leicht zum Laster werden, - Du kennst die Blumme` nit die dufte, - un` kannst nur Awweide un` schufte - so gehen se` hin die schöne Jahre, bis endlich liegst de` uff de` Bahre, - un` hinner dir doo grinst de` Tood, - „kaputt gerackert, DUU IDIOT!“